

Evangelische Fernbibliothek

D. L. Moody

Ein Lebensbild nach englischen Quellen gezeichnet

von F. Schlachter

In Kommission
auf dem Bureau der Evang. Gesellschaft in Bern

Biel
Buchdruckerei H. Schneider
1894

*Digitalisiert durch die Evangelische Fernbibliothek 2011
Wetzikon ZH, Schweiz
PDF-Ausgabe 2011
www.efb.ch / texte.efb.ch*

*Hinweis:
Dwight Lyman Moody lebte 1837-1899
Franz Eugen Schlachter lebte 1859-1911*



D. E. Moody.

D. E. Moody

Ein Lebensbild

nach englischen Quellen gezeichnet

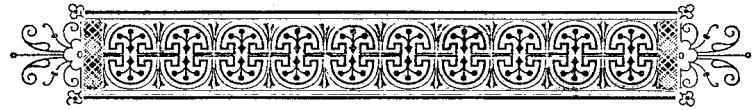
von

F. Schlachter.

✻

In Kommission
auf dem Bureau der Evang. Gesellschaft in Bern.

~~~~~  
Biel  
Buchdruckerei H. Schneider.  
1894



## Einleitung.

---

„London ist die größte Stadt der ganzen Erde.“ Die Kenntniss dieses Satzes verdanke ich dem Geographiebüchlein, das wir in der untersten Klasse des Gymnasiums auswendig lernen mußten; von der Bedeutung dieser Wahrheit erhielt ich aber erst 15 Jahre später einen Begriff, als ich während 7 Wochen Tag für Tag die Stadt zu Fuß, per Bahn und per Omnibus durchkreuzte und doch niemals an ein Ende kam. Zwar erinnere ich mich noch lebhaft einer roten Laterne, die vor einem Wirtshaus hing im südlichen Teil der Stadt und auf welcher in weißen Buchstaben die Inschrift prangte: The worlds end (der Welt Ende). Hier mußte also offenbar in alter Zeit der Markstein der Stadt gestanden haben, die ja für den Engländer den Inbegriff der Welt ausmacht; allein der menschliche Fortschritt hatte den Grenzpfahl längst über den Haufen geworfen, denn jenseits von The worlds end liegt jetzt noch eine halbe Stadt, so daß also die betreffende Schenke nur noch in dem

Sinn den bezeichnenden Namen „der Welt Ende“ trägt, als leider nur zu oft die Welt in den Wirtshäusern ein klägliches Ende nimmt, wie auch die Saufbrüder in ihrem beliebtesten Liede selbst bekennen: „O du lieber Augustin, alles ist hin!“

Schon im Jahre 1881, wo die letzte Volkszählung vor meinem Besuche stattgefunden hatte, zählte man auf dem städtischen Gebiet im Durchmesser von 10 Stunden eine Bevölkerung von 4,500,000 Menschen. Laut statistischen Angaben vermehrt sich diese Zahl jährlich um 45,000. London hat also jetzt zusammen mit seinen Vorstädten jedenfalls die 5. Million reichlich erreicht, was man übrigens schon im Jahre 1884 behauptete.

Man kann sich kaum eine zutreffende Vorstellung davon machen, welche gewaltige Masse von Nahrungsmitteln zur Erhaltung einer solchen Menschenmenge erforderlich ist. London bedarf jährlich 2 Millionen Malter Weizen, 800,000 Ochsen, 4 Millionen Schafe, Kälber und Schweine, 9 Millionen Stück Geflügel und 150,000 Tonnen Fische. Dazu ist man sehr viele Kartoffeln, und der Verbrauch an Gemüse und vielen andern Dingen läßt sich selbstverständlich gar nicht kontrollieren. Die Preise der Lebensmittel sind bedeutend höher als bei uns; das Fleisch, das einen Hauptbestandteil der Nahrung bildet, kostet mindestens des doppelte. Dafür sind aber Kleider und eine Menge anderer Artikel bedeutend billiger und trotzdem noch besser als bei uns. Zum Kochen und Heizen bedient man sich fast ausschließlich der Steinkohlen, deren England ja unererschöpfliche Vorräte besitzt. Holz wird nur in dünnen Spähnen zum Feueranzünden benützt; es ist sehr teuer; dafür sind die Kohlen um so billiger.

Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein und auch nicht nur von Ochsenfleisch und Fischen zc.; darum hat der liebe Gott für die 5 Millionen Londoner auch noch in anderer Weise gesorgt. Kaum werden anderswo größere Anstrengungen gemacht, um das Volk mit dem Worte Gottes zu versorgen, als in dieser Stadt. Du kannst durch keine bedeutendere Straße gehen, ohne nicht wenigstens eine Kirche oder Kapelle anzutreffen, meistens sind es aber deren mehrere. Und doch könnten in den 1500 Kirchen und Kapellen der Stadt noch kaum ein Zehntel der Einwohner Platz finden, wenn sie es versuchen wollten. Die Straßenpredigt, in London an den Sonntagen eine ganz gewöhnliche Erscheinung, ist also keine überflüssige Einrichtung. Man stelle sich aber nicht vor, daß auf den Straßen Hunderte oder gar Tausende einer solchen Predigt lauschen; gewöhnlich ist es nur eine kleine und wechselnde Zuhörerschaft, welche mit ihrer Aufmerksamkeit den Eifer des Mannes belohnt, der sich mit etlichen Gefährten oder Gefährtinnen an einer Straßenecke aufstellt und mit oder ohne Harmoniumbegleitung ein Lied zu singen anfängt, um dann den durch den Gesang herbeigelockten das Evangelium in einfachster Sprache zu verkündigen. Diese Veranstaltung ist natürlich in erster Linie auf die no-church-goers, d. h. auf die unkirchlichen Leute berechnet, deren es in London ganze Massen gibt.

Die Frage, wie man diese Massen erreichen soll, ist für die englischen Christen zu einer der brennendsten geworden. Die Londoner Stadtmission beantwortet dieselbe durch Hunderte von Stadtmissionaren, welche ihre segensreiche Thätigkeit bis in die verrufensten Quartiere erstrecken. Während aber die Stadtmissionare mehr den einzelnen verlorenen Schafen nachgehen, werden von anderer Seite Versammlungen

veranstaltet, in welchen man gerade jene Leute, die keine Kirche oder Kapelle besuchen, unter den Einfluß des Evangeliums bringt. Solche Evangelisationsversammlungen wurden nun gerade während meiner Anwesenheit in London im Jahre 1884 in großem Maßstabe abgehalten. Man hatte dazu den bekannten Evangelisten Moody mit seinem Solisten Sankey extra von Amerika nach England herüberkommen lassen. Moody hatte schon zweimal vorher in England evangelisiert, im Jahre 1873/74, wo zum erstenmal die Kunde von diesem gesegneten Mann auch zu uns in die Schweiz gedrungen ist und wir zugleich die unvergleichlichen Sankeylieder zu singen begannen, deren Schall seitdem so lieblich in unsern Ohren tönt. Moody arbeitete damals zuerst in Schottland, blieb allein in Edinburg 3 Monate, wo 2000 Personen seiner Wirksamkeit ihre Befehrung verdankten, und kam dann im Jahre 1875 nach London, wo er in der großen Agricultural Hall, die sonst für landwirtschaftliche Ausstellungen benützt wird und 15,000 Menschen faßt, Abend für Abend eine nie dagewesene Zuhörerschaft vereinigte. Neben den verkommensten Menschen der Metropolis konnte man auch die hochgestellten Persönlichkeiten der englischen Nation unter seinen Zuhörern erblicken, so den berühmten Premierminister Gladstone und die Prinzessin von Wales. Im Jahre 1881 stattete Moody, wiederum in Begleitung Sankeys, England seinen zweiten Besuch ab, und nun im Jahre 1884 war er zum drittenmal da, diesmal ausschließlich für London, wo er 8 Monate lang arbeitete und zwar unausgesetzt, indem er jeden Tag mit Ausnahme des Samstags, den er grundsätzlich feiert, Abends eine Evangelisationsversammlung und Nachmittags eine Bibelstunde hielt, während er Sonntags sogar vier Mal predigte.

Während meines siebenwöchentlichen Aufenthaltes in London besuchte ich an den Werktagen Abends Moodys Versammlungen fleißig. Was habe ich nun hier gesehen? In erster Linie ist mir aufgefallen, daß man den Evangelisten nicht allein zappeln ließ, sondern seine Arbeit kräftig unterstützte. Es hatte sich in London eigens zu dem Zweck, um Moody herüberufen und die für seine Evangelisationsarbeit notwendigen Anordnungen zu treffen, auch die erforderlichen Mittel aufzubringen, ein Comité von etlichen Herren zusammen gethan. Die Engländer sind praktische Leute. Sie begnügen sich nicht damit, blos einen Prediger herbeizuwünschen, um es dann dem Herrn zu überlassen, für die erforderlichen Mittel zu sorgen. Moody ist von keiner Gesellschaft angestellt; er arbeitet frei für den Herrn. Der Herr sorgt für ihn; aber er bedient sich der Menschen hiezu; nur ausnahmsweise läßt er seine Knechte durch Raben ernähren, wie dies bei Elias einmal geschah. Das wissen die Engländer wohl, und, man muß es ihnen lassen, sie sind nobel in der Fürsorge für die Diener des Herrn. Sie lassen sich ihre Religion etwas kosten, denn sie gehen von dem Grundsatz aus: Was nichts kostet, ist nichts wert. Sie habens auch, sagt man; aber eben, weil sie geben, darum haben sie auch.

Nun höre man, was diese Leute thaten. Trotzdem es in London, wie gesagt, so viele Kirchen, Kapellen und Hallen gibt, die man für Versammlungen benützen könnte, ließen diese Herren doch extra für Moodys Versammlungen zwei große transportable eiserne Hallen erbauen, in deren jeder 5000 Menschen bequem Platz finden konnten. Während nun Moody in der einen Halle 3 Wochen lang täglich seine Versammlungen abhielt, wurde die andere Halle in einem andern Stadtteil aufgerichtet, so daß er nach Verfluß von

3 Wochen ohne Unterbrechung einfach dort weiterfahren konnte. Dann wurde jene erste Halle wieder abgebrochen und anderswo aufgebaut und so kam, daß Moody im Stande war, 8 Monate lang ohne Unterbrechung sein Evangelisationswerk zu betreiben. Ich erinnere mich heute nun nicht mehr genau, wie viel diese Hallen gekostet haben, nur weiß ich noch, daß die Summe in die Hunderttausende ging. Dazu kam dann noch der Mietzins für den Grund und Boden, auf welchem man die Hallen errichtete. Wenn im Innern der Stadt der Quadratfuß über 600 Franken kostet, so wird der Bodenzins für ein derartiges Gebäude auch keine Kleinigkeit betragen. An alle diese Kosten wurde aber von den Besuchern der Versammlung kein Rappen verlangt. Während sonst in allen englischen Gottesdiensten ganz tüchtig kollektiert wird, hatte man hier nicht einmal eine Büchse aufgestellt. Dies war eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß Moody seine Zuhörer einmal besonders darauf hinwies, als auf einen Beweis, daß die Veranstalter dieser Versammlungen von der Liebe Christi getrieben seien. „Satan ever gets, he never gives, d. h. Satan nimmt immer, er gibt nie!“ rief er aus und stampfte dabei lebhaft auf den Boden seiner Kanzel; „da könnt ihr also sehen, daß diese Sache nicht vom Satan kommt, sondern von Gott.“

Wie ging es denn in diesen Versammlungen zu? Wir kommen eines Abends um 7 Uhr zu der Halle, die jetzt, in der ersten Zeit unsers Aufenthalts in der Stadt, im Norden von London aufgestellt ist, auf einem noch unbebauten Terrain. Wir haben den Platz von unserer Wohnung aus mit dem Tram in einer dreiviertelstündigen Fahrt erreicht; andere langen mit den Jügen an, denn es stellen sich Besucher aus allen Stadtteilen ein. Vor der Halle sind einige

Verkaufsbuden aufgestellt, wo vorzugsweise Moodys Schriften zu haben sind. Die anno 1875 in deutscher Sprache (im Verlag von Jäger und Kober in Basel) erschienenen 12 Reden, welche mit so großem Interesse überall gelesen wurden und die wir für das Beste halten, was uns in dieser Art zu Gesicht gekommen ist, sind längst durch eine ganze Reihe von Bändchen neuern Datums vermehrt. Es existiert schon eine ganz respectable Moody-Bibliothek. Die Engländer und Amerikaner verkennen die Macht des gedruckten Wortes neben dem gepredigten nicht und halten es nicht für Zeitverschwendung, christliche Bücher zu schreiben. Wir nehmen uns als Kram die beiden neu erschienenen Büchlein „Allmächtige Gnade“ und „Kraft aus der Höhe“ mit, von denen das letztere seitdem in deutscher Sprache herausgegeben worden ist. Das Moody- und Sankey-Singbuch haben wir schon beim ersten Besuch dieser Versammlungen gekauft, denn wir lieben es nicht, in einem Gottesdienst zu sitzen wie ein stummer Fisch. Hier ist aber auch dafür gesorgt, daß jeder sich das in diesen Versammlungen gebrauchte Singbuch anschaffen kann. Es ist nämlich in den verschiedensten Ausgaben zu haben und in der kleinsten, ohne Noten schon zu einem Penny (10 Cts.) erhältlich, obgleich es 441 verschiedene Lieder enthält. Wir haben eine mit Noten versehene Ausgabe vorgezogen und eine solche in bequemem Taschenformat in weichem Leinwandeinband zu 2 Schilling (Fr. 2. 50) erhalten.

Wir kommen zum Eingang der Halle. Es ist noch früh, und doch drängen sich schon viele Leute herbei. Ein Mann mit schwarzem Helm, in welchem wir einen Londoner Polizisten erkennen, steht Wache an der Thür und fordert mit der diesen Leuten eigenen Höflichkeit uns die Eintritts-

karte ab. „Please, your ticket, gefälligst Ihr Billet“, bittet er. Unsere Gastgeber haben uns zum Glück ein solches besorgt, das uns den Eintritt zu allen diesen Versammlungen gestattet; sonst lauten die Eintrittskarten in der Regel nur auf einen bestimmten Abend. Aber wozu in aller Welt sind für Evangelisationsversammlungen Eintrittskarten erforderlich und Polizei? Muß man nicht froh sein, wenn die Leute überhaupt kommen, und ist am Ende nicht ganz sauber, daß ein Landjäger dabei sein muß? Nur keine Angst; der Landjäger nimmt dich nicht, und die Eintrittskarten erhältst du umsonst; die ganze Einrichtung ist nur der guten Ordnung wegen da. Jede öffentliche Versammlung steht in England unter dem Schutz der Polizei, die religiösen Versammlungen nicht zuletzt, ja die Londoner Polizisten finden sich besonders gerne bei solchen ein, denn sie sind samt und sonders Gentlemens und überdies sind manche von ihnen von Herzen fromm. Der Polizist da an der Thüre wäre eigentlich nicht einmal verpflichtet, die Eintrittskarten zu kontrollieren, das thut er nur aus Gefälligkeit, denn er hat ein Interesse für die Evangelisation, da er genugsam sieht, wie notwendig solche Rettungsarbeit für die gottentfremdeten Massen Londons ist.

Was aber die Eintrittskarten betrifft, so ist der Zu-  
drang zu Moodys Versammlungen eben so groß, daß immer eine Menge Leute keinen Platz mehr finden können, obschon die Halle, wie gesagt, 5000 Personen faßt. Da muß also eine Einrichtung getroffen werden, daß nicht jeden Abend dieselben Leute hinein kommen und andere gar nie, deshalb gibt man Karten aus, die auf einen bestimmten Abend lauten. Diese Karten werden nun von einem ganzen Heer freiwilliger Mitarbeiter, die Moody überall aufruft, wo er

hinkommt, in den Häusern verteilt, und zwar in erster Linie an solche Leute, auf die mans bei der Evangelisation abgesehen hat, an die Unkirchlichen. Diesen speziell Eingeladenen werden nun in der Halle die besten Plätze reserviert. Gerade vor der Kanzel, oder eigentlich Rednerbühne, ist ein großes Viereck durch Schnüre vom übrigen Raum für sie abgegrenzt. Dies ist eine sehr praktische Einrichtung, welche es verhütet, daß der Arbeiterbevölkerung, die ja nicht so früh zur Stelle sein kann, der beste Platz weggenommen wird.

Auf den vordersten Bänken sehen wir Leute in roten Röcken; das sind Soldaten, welchen man eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt. In England ist ja bekanntlich der Soldatenstand ein besonderer Beruf; und diese Soldaten sind in der Regel keine frommen Leute; man weiß ja, welcher Gattung Leute es sind, die Handgeld nehmen. Nun gibt es aber in England vornehme christliche Damen, die sich nicht schämen, gerade diesen Soldaten das Evangelium zu bringen, während wieder andere vorzugsweise unter den Eisenbahnangestellten missionieren und noch andere unter den Polizisten. Für alle diese Berufsclassen werden von solchen Damen besondere Versammlungen abgehalten. Das erscheint uns höchst sonderbar; aber man muß wissen, daß der Engländer eine große Achtung vor dem weiblichen Geschlechte hat und das Evangelium oft lieber von einer Frau annimmt als von einem Mann. Natürlich muß man sich nicht denken, als würden diese Damen geradezu predigen; nein, sie suchen diese Angestellten einzeln auf, interessieren sich für dieselben und für ihre Familien, halten aber allerdings auch Versammlungen mit ihnen ab. Solche Damen brachten nun ihre Schützlinge auch in Moodys Versammlungen mit, sorgten ihnen für Eintrittskarten und Singbüch-

lein und redeten am Schlusse ein freundliches Wort mit ihnen. Moody selbst schenkte den Soldaten besondere Aufmerksamkeit; oft redete er sie in seinen Ansprachen direkt mit ye soldiers (Ihr Soldaten) an. Man wurde ordentlich an Johannes den Täufer, den großen Bußprediger in der Wüste erinnert, zu dem ja auch die Kriegsknechte kamen.

Eine besondere Spezialität in diesen Versammlungen waren auch die Mütter, die mit ihren Säuglingen auf den Armen erschienen. Ueberhaupt ist es nichts ungewöhnliches in England, daß der Gottesdienst durch das Schreien kleiner Kinder belebt wird. Die englischen Christen gehen familienweise zur Kirche und Kapelle. Der Hausvater mietet einen Kirchenstuhl, worin er mit all den Seinigen Platz finden kann; die Plätze werden nämlich in den Kirchen und Kapellen bezahlt; nur für besondere Gottesdienste, wie jetzt bei Moody, sind sie frei. Also die Mütter kamen auch mit ihren Säuglingen zu Moodys Versammlungen und zwar nicht nur um 3 Uhr, sondern auch 8 Uhr abends noch. Moody hatte nichts dagegen; nein, er sagte oft: „Ich sehe diese Mütter mit ihren Kindern gerne kommen.“ Um aber den Müttern eine ungestörte Teilnahme an der Versammlung zu ermöglichen, was that man? Da gaben sich eine Anzahl junger Damen dazu her, den Müttern während der Versammlung die Kinder in einem anstoßenden Lokal zu pflegen. Wie viele Mütter kommen bei uns jahraus jahrein in keine Predigt; die gute (?) Sitte verbietet ihnen, die Kinder mitzunehmen; wer gäbe sich dazu her, solch einer Mutter am Sonntag während einer Stunde hie und da ihr Kind zu hüten?

Wir sind bald nach 7 Uhr in die Halle getreten, ob schon die Versammlung erst um 8 Uhr beginnen soll. Wir

verstehen eben nicht so gut Englisch, um auch mit einem der hintersten Sitze vorlieb nehmen zu können, und der Amerikaner spricht ohnehin sehr rasch und undeutlich für unser ungeübtes Ohr. Das Gebäude bildet ein Quadrat. Der ganzen hintern Seite entlang zieht sich eine Plattform hin. Dort sitzt der Chor und, soweit noch Raum ist, auch Zuhörer. Vor der Plattform in der Mitte, in gleicher Höhe, die Kanzel, eine einfache viereckige Konstruktion aus Holz mit einem Geländer, das aber den Prediger nicht verdeckt. Es ist dies die amerikanische Kanzelform, wobei der ganze Mann sichtbar bleibt. Die Kanzel ist noch leer, aber der Chor ist schon zur Stelle und singt ein Lied ums andere, während sich die Halle füllt. Man hat mir oft gesagt, in England höre man keinen schönen Gesang. Das hat seine Richtigkeit, soweit es die Kirchen betrifft, wo man nur altmodische Lieder singt und keine so mächtigen Choräle wie bei uns. Aber die Sankey-Lieder habe ich doch bei weitem nirgends so gut singen hören wie in diesen Versammlungen in London. Für das rasche, lebhaftes Temperament der Engländer sind sie eben wie gemacht. Und dann singen diese Leute im Bewußtsein, daß sie ihren Zuhörern das Evangelium ins Herz hinein singen sollen; es ist denn auch gar nicht selten, daß Seelen durch das bloße Anhören dieser Lieder erweckt werden und das angebotene Heil ergreifen. So soll das Lied: „Jesus von Nazareth geht vorbei“ von besonders mächtiger Wirkung sein. Bekannte doch in einer Versammlung ein junger Mann: „Daß ich einen Heiland bedürfe, habe ich zum erstemal gefühlt, während Herr Sankey sang: „Jesus von Nazareth geht vorbei.“ Und als er zu der Stelle kam: „Zu spät, zu spät, o ernster Schrei, Jesus von Nazareth ging vorbei“, da beschloß ich bei mir



selbst, es dürfe für mich nicht zu spät werden, und ich nahm in jenem Augenblick den Heiland auf in mein Herz." Sankey leitet den Chor nicht selbst, sondern ein anderer Herr. Er selbst singt nur Solos, zuweilen auch in Begleitung anderer Stimmen. Bei ihm ist aber nicht der Wohlklang der Stimme die Hauptsache, er bietet keinen Ohrenschmaus, sondern er singt das Evangelium und zwar so deutlich, daß man in der großen Halle jedes Wort verstehen kann. Auch andere Herren und Damen trugen Quartett- und Sologefänge vor; unter den letzteren zeichnete sich besonders eine Lady Radstock, die Tochter des bekannten Lord Radstock, durch ihren prachtvollen Sopran aus.

Während des Gesanges betritt Moody kurz vor 8 Uhr die Plattform. Er ist ein kurzer, wohlbeleibter Mann von unterster Statur, mit dunklem Vollbart, der den kurzen Hals so verdeckt, daß der Kopf unmittelbar auf der Schulter zu sitzen scheint wie bei Luther. Mit feldherrnblick überfiehet er die Situation. Schon ist alles angefüllt; aber immer noch drängen sich Scharen an der Thür, im Rücken der Versammlung. Der Eintritt ist nämlich nur durch eine Thür gestattet, während die Entleerung des Gebäudes durch verschiedene Thüren erfolgt. Die Nachzügler werden von 8 Uhr an nicht mehr jederzeit eingelassen, sondern nur während des Gemeindegesanges. Moody gibt selbst durch Drücken auf einen elektrischen Knopf den Thürhütern das Zeichen, wann sie öffnen müssen. So wird verhütet, daß nicht, wie bei uns, Gebet, Bibellesen und Predigt durch verspätete Ankömmlinge gestört wird.

Doch erinnere ich mich auch einer Störung eigentümlicher Art. Ein Betrunkener hatte den Weg in die Versammlung gefunden. Während nun Moody redete, fiel ihm

jener plötzlich ins Wort. Moody sprach gerade über den Text: „Was der Mensch säet, das wird er ernten.“ Die Kundgebung des Betrunkenen veranlaßte ihn nun, gerade diesen als Beispiel zu nehmen für die Wahrheit seines Textes. Er zeigte, wie ein Trinker oft in seinen eigenen Kindern wieder ernte, was er gesäet hat. Dann fügte er den Wunsch bei: „I wish, all the wiskey should be in the Thames, and all the publicans in the kingdom of God, d. h.: Wäre doch nur aller Schnaps in der Themse (dem Fluß, der durch London fließt) und alle Wirte im Reiche Gottes!“ Bei dieser treffenden Bemerkung brach ein Gelächter aus, und die Versammlung klatschte Beifall, was in England nichts ungewöhnliches ist. Moody verbot sich aber diese Beifallsbezeugung, indem er sagte: „Laßt das bleiben; ein Trunkenbold wird nicht durch Klatschen gerettet!“ (You novor save a drunkard by applauding!)

Moody's Reden sind kurz, voll treffender Bemerkungen obiger Art und sind gewürzt mit Geschichten und Anekdoten, die er selbst erlebt oder doch gesammelt hat. Er macht sich nichts daraus, wo er hinfommt, immer wieder dieselben Beispiele zu erzählen. Er hat einen Cyklus von Vorträgen, den er beständig wiederholt. Jeden Abend redet er über ein bestimmtes Thema, wie z. B. über das Gewissen, über Buße, Vergebung, Wiedergeburt. Es sind zwei Bändchen von Moody's Reden in deutscher Uebersetzung herausgekommen: „Zwölf Reden“ und „Der Weg zu Gott“. Man kann kaum eine volkstümlichere Art der Verkündigung des Evangeliums finden. Obgleich Moody kein gebildeter Theologe ist, sondern ein Mann aus dem Volk, der allmählig vom Sonntagschullehrer zum Prediger wurde, und jetzt eine der größten Gemeinden in Chicago hat, so sind doch seine Reden

voll wahrer Theologie. Der Mann ist in der Bibel zu Hause und weiß, was er glaubt. Alle Schriftlehren finden sich bei ihm in lebendiger, praktischer Form ausgedrückt. Wie lieb ihm die Bibel ist, hat er bei dem großen Brand von Chicago im Oktober 1871 bewiesen. Damals verbrannte sein Haus, das ihm seine Freunde geschenkt hatten, und seine Kapelle. Ein Freund fragte ihn Tags darauf, ob er alles verloren habe. „Alles“, antwortete er, „nur meinen guten Namen und meine Bibel nicht.“ Seine Frau hatte ihn in der Eile ermahnt, sein Portrait zu retten. „Das würde sich schön ausnehmen, wenn ich mein eigenes Bild durch die Straßen tragen wollte“, erwiderte er, nahm seine Bibel unter den Arm und entfloh aus dem brennenden Haus. Später sagte er einmal, er würde diese Bibel nicht für 10,000 Dollars hergeben. Sie ist voller Randglossen, Parallelstellen und Notizen, die er selbst hineingezeichnet hat und die ihm beim Predigen gute Dienste leisten. Er hat sich in seine Röcke eine besondere Tasche machen lassen, um diese Bibel immer bei sich zu tragen.

Wenige Minuten nach 9 Uhr pflegt Moody seine Rede abzubrechen, um zum zweiten Teil seiner Arbeit überzugehen, nämlich das in der Predigt ausgeworfene Netz zu ziehen. Er bittet die ganze Versammlung, betend das Haupt zu neigen; man betet in England in den Versammlungen sitzend (nur in der Staatskirche und bei den Methodisten knieend) und singt meist stehend. Während nun alle betend das Haupt neigen und eine große Stille entsteht, bleibt Moody auf seinem Posten und bittet diejenigen aufzustehen, die, wie er sich ausdrückt, „Christen werden wollen“. Nun stehen einige auf. Moody zählt sie laut 1, 2, 3 u. s. w., bis ihre Zahl 200 oder mehr erreicht hat. Er bittet alle anwesen-

den Christen, für diese still zu flehen. Dabei ermutigt er fortwährend zum Aufstehen: „Wer will ein Christ werden? Steht unverzüglich auf! Schämt euch nicht!“ Diese Rufe hört man während dieser Zeit beständig ertönen. Endlich, wenn die Zahl voll ist, ersucht Moody einen der immer anwesenden Prediger für die Aufgestandenen zu beten. Zuwellen werden auch Gebetsanliegen vorgebracht. Eine Mutter ruft: „für einen Sohn!“ Eine andere: „für eine Tochter!“ Wieder jemand anders: „für einen Freund, eine Freundin!“ — soll man beten. Es sind feierliche Momente und alles geht so ungezwungen, es fällt niemandem ein, zu lachen oder zu kritisieren.

Nachdem nun gebetet ist, läßt Moody alles aufstehen zum Gesang und bittet alle diejenigen, „die Christen werden wollen“, in den Sprechsaal hinüber zu gehen, der von der Predigthalle durch eine Wand abgetrennt, an dieselbe stößt. Dort wird dann, während die große Versammlung entlassen wird, noch die Hauptarbeit gethan. Es sind nämlich eine ganze Anzahl freiwilliger Mitarbeiter da, die im Sprechsaal mit den einzelnen Seelen reden und beten. Die schwierigeren Fälle werden Moody selbst zugewiesen. So kommen an einem Abend oft Hunderte zu einer seelsorgerlichen Unterredung, und viele Seelen werden auf diese Weise dem Heiland zugeführt. Es läßt sich wohl denken, welche Ueberwindung es manchen Mann kosten mag, vor den Augen seiner Kameraden aufzustehen und in den Sprechsaal hinüberzugehen und auf diese Weise seinen Entschluß zu bekennen, daß er sich bekehren will. Aber eben dieses offene Bekenntnis will Moody den Leuten nicht ersparen, weil er aus Erfahrung weiß, was für ein Segen darauf liegt.

Zum Beweis dafür, wie notwendig und gesegnet diese

Besprechungen sind, wollen wir hier aus vielen nur ein Beispiel erwähnen, das Moody selbst erzählt hat:

„Während ich in einer amerikanischen Stadt predigte, kam am Schluß einer Abendversammlung ein gutgekleideter Mann zu mir mit traurigem Gesicht. Um die Ursache seiner Traurigkeit befragt, antwortete er mir: „Ich bin leider ein Betrüger. Ich habe Geld unterschlagen, das meinen Prinzipalen gehört. Wie kann ich ein Christ werden, ohne es wieder zu erstatten?“

„Besitzen Sie das Geld noch?“ fragte ich ihn.

„Nicht mehr alles“, sagte er. „Ich habe 1500 Dollars genommen, davon sind noch 900 übrig. Könnte ich nicht versuchen, mit diesen 900 Dollars zu handeln, um das fehlende wieder zu gewinnen, damit ich dann die ganze Summe zurückbezahlen könnte?“

Ich erklärte ihm, dieser Gedanke sei ein Betrug des Satans. Er könne nicht erwarten, mit gestohlenem Gelde gute Geschäfte zu machen, sondern er müsse sofort hingehen und das zurückgeben, was er noch habe, und Gott und seine Prinzipale um Verzeihung bitten.

„Dann lassen mich meine Prinzipale einstecken“, antwortete er. „Gibt es keinen andern Ausweg?“

„Nein, Sie müssen zuerst das Gestohlene zurückgeben, ehe Sie irgendwelche Hilfe von Gott erwarten können.“

„Das ist sehr hart“, seufzte er.

„Ja, es ist hart; aber Sie haben es sich selbst zuzuschreiben.“

Der Mann verließ mich nach dieser Unterredung mit schwerem Herzen und traurigem Gesicht. Seine Bürde wurde ihm unerträglich.

Mehrere Tage vergingen. Da kommt er eines Abends in den Sprechsaal und legt ein Couvert in meine Hand, worin sich 950 Dollars und etliche Cents befanden — seine ganze Barschaft. Er ersuchte mich, das Geld seinen Prinzipalen einzuhändigen, er dürfe nicht selber vor sie treten. So begaben wir uns am andern Morgen zusammen in das Geschäft. Er wartete vor dem Bureau draußen, während ich hineinging und den Herren das Geld auf den Tisch legte mit der Erklärung, daß es von einem ihrer Angestellten komme. Ich erzählte ihnen die Geschichte und bat, sie möchten Gnade walten lassen, nicht Gerechtigkeit. Thränen rollten über die Wangen der beiden Herren, als sie das vernahmen. „Vergeben sollen wir ihm?“ sagten sie. „Das wollen wir gerne thun!“ Ich ging hinaus und holte den Angestellten herein. Nachdem er seine Schuld gestanden und Vergebung erhalten hatte, knieten wir im Bureau alle nieder und hatten eine gesegnete Gebetsversammlung. Der Herr war unter uns, und dieses Mannes Buße brachte gute Frucht.“

Nachdem wir so den Mann, von dem unser Büchlein handelt soll, unsern Lesern mitten in seiner vollen Thätigkeit drin vorgestellt haben, wird es sie interessieren, zu vernehmen, wie Moody zu einem solch' auserwählten Werkzeug in Gottes Hand geworden ist.



Kapitel I.

Eine gute Mutter.

In einem alten Bauernhause in Northfield, im Staate Massachusetts, befindet sich eine Familienbibel, deren Titelblatt folgende Inschrift trägt:

„Edwin Moody, geboren den 1. November 1800 und Betzi Holton, geboren den 5. Februar 1805, haben sich verehelicht den 5. Januar 1828.“

Die Moodys und die Holtons wohnten von Alters her in dem kleinen Landstädtchen. Die letztere Familie befand sich unter den ersten Ansiedlern der „Kolonie Northfield“, die im Jahre 1675 den Indianern abgekauft worden war.

Dwight Lyman Moody war das sechste von den 9 Kindern, (7 Söhnen und 2 Töchtern), mit welchen die eben erwähnte Ehe gesegnet war; er wurde am 5. Februar 1837 geboren.

Sein Vater starb schon am 28. Mai 1841. Am Morgen seines Todestages ging er noch an sein Tagewerk, welches das Maurerhandwerk war. Ein Schmerz in der Seite, durch Ueberanstrengung hervorgerufen, trieb ihn aber

bald wieder heim. Als der Schmerz am Nachmittag sich steigerte, wollte er zu Bette gehen. Wie gewohnt, fiel er zuvor noch auf seine Kniee, und in dieser betenden Stellung wurde er ganz plötzlich vom Tode überrascht, bevor man auch nur an eine ernstliche Erkrankung gedacht hatte.

Der Witwe blieb nichts als ein Häuschen an der Berglehne, mit einem oder zwei Acker Land; und das war noch verschuldet. Das älteste ihrer Kinder war erst 15 Jahre alt, und einen Monat nach dem Tode ihres Gatten wurde Frau Moody noch mit Zwillingen beschenkt.

Die Nachbarn rieten der Frau, ihre Kinder wegzugehen und nur die beiden jüngsten zu behalten; doch das wollte sie nicht thun. Gott hatte sie mit außerordentlicher Kraft und Energie begabt, und so wollte sie, im Vertrauen auf Jhu, ihre große Bürde selbst so lange tragen, bis die Kleinen im Stande wären, ihr zu helfen.

Und sie wurde nicht zu Schanden. Ihre Brüder in Boston halfen ihr, die Schuld zu verzinsen, die auf dem Gütchen lastete, die ältern Knaben besorgten die Landwirtschaft, die Mutter sah zum Haus und zu den Kindern, und der liebe Gott sorgte für alles zusammen.

Auch der Geistliche der Gemeinde, Pastor Everett, ein ein treuer Hirte der kleinen Herde, nahm sich der Familie an. Er war es, der der Witwe geraten hatte, die Kinder bei sich zu behalten und sie im Vertrauen auf den Herrn selbst zu erziehen; er versprach ihr auch, ihr dabei behülflich zu sein und blieb diesem Versprechen treu. Er besuchte die Familie von Zeit zu Zeit, richtete die Mutter auf mit Trost und gutem Rat, schlichtete etwa auch einen Streit zwischen den Buben und schenkte den Kleinen hie und da ein glänzendes rundes Silberstück. Eine Zeit lang nahm er sogar den

jungen Dwright in sein Haus, schickte ihn zur Schule und ließ ihn allerlei kleinere Dienste verrichten. Der Knabe übte aber den Herrn Pastor gehörig in der Geduld; der gute Mann wußte sich oft gar nicht mehr zu helfen; der wilde Junge machte Possen zum Tollachen und doch mußte man ernst und streng mit ihm sein.

Die Mutter verstand es am besten, den Knaben zu erziehen. Von ihr hat er auch seine ersten religiösen Eindrücke erhalten. Die Trübsal hatte ihr Herz innig mit dem Heiland verbunden; unter den schweren Sorgen, die sie oft zu erdrücken drohten, lernte sie ihre Bürde auf den Herrn werfen. Oftmals, wenn die Knaben streitsüchtig und widerspenstig waren und es drunter und drüber ging in der Haushaltung, zog sie sich ins Kämmerlein zurück und flehte zum himmlischen Vater um Weisheit und Geduld. Kam sie dann vom Gebete wieder, so waren die Kinder wie umgewandelt.

Sobald sie alt genug waren, mußten die Kinder am Sonntag ins Dorf zur Kirche gehen, dort wurde Vormittags und Nachmittags gepredigt und zwischenhinein Sonntagschule gehalten. Die Kinder nahmen an allen drei Gottesdiensten teil; die Mutter gab ihnen das Mittagessen mit, welches sie in der Zwischenzeit verzehrten. Auch später, als die größern Knaben während der Woche auswärts ihr Brot verdienen mußten, kamen sie regelmäßig am Sonntag über den Sonntag heim und begleiteten die jüngern Geschwister zur Kirche. Den Sonntagabend brachte dann die ganze Familie daheim zu. So verstand es die Mutter, ihre Kinder zusammenzuhalten; die Sonntagsfeier bildete das Familienband.

Nach dem Abendessen sammelten sich die Kinder um die Mutter, des Sommers unter einem der großen Zuckerahornbäume des Gartens, wo die Mutter ihnen aus den

Büchern vorlas, die sie von der Sonntagschulbibliothek mitgebracht hatten. Da war es manchmal recht merkwürdig, wie gut die Geschichten auf das Betragen der Kinder paßten. War Dwright etwa besonders trotzig und hoshast gewesen, oder hatte Georg einen Strauß mit ihm gehabt, und Samuel mit seinem Zwillingsschwesterchen gezankt, so enthielt die Geschichte, welche am Sonntagabend vorgelesen wurde, gewiß irgendwelche Anspielung darauf. Die Kinder konnten freilich allemal nachher die anzüglichen Stellen schwerlich wieder finden, aber sie fanden die Bücher deshalb nicht weniger interessant. Und hatte Frau Moody nicht das Recht, die Geschichten nach Bedürfnis für ihre Kinder auszuschnüffeln? Ob die Mutter aus dem eigenen Herzen oder aus dem Buche las, war am Ende den Kindern einerlei, wenn es nur paßte.

Bei Tisch pflegte die Mutter einen Bibelspruch vorzusagen oder einen Liedervers, den die Kinder im Chor wiederholen mußten. Selbstverständlich war der Tisch oft etwas kärglich besetzt; denn obschon die Mutter Tag und Nacht arbeitete, wußte sie doch manchmal heute nicht, wo sie morgen das Brot hernehmen sollte; trotzdem behielt sie immer ein fröhliches Herz und ein freundliches Angesicht, so daß die Kinder keinen Mangel spürten und sich nie unglücklich fühlten.

Noch mußte auch diese gottselige Mutter erfahren, daß mit den Kindern die Sorgen wachsen. Einer ihrer Ältern Söhne, der eine Stütze für sie hätte werden können, wurde störrisch und eigensinnig und lief eines Tages davon — in Amerika nicht gerade eine Seltenheit. Jahre lang hörte die Mutter nichts von diesem verlorenen Sohn. Der Kummer um ihn brach ihr fast das Herz. „Ich wollte ihn lieber tot wissen, als so zwischen Furcht und Hoffnung

zu schweben“, seufzte sie manchmal; „vielleicht ist er krank oder leidet Mangel, oder er ist in schlechte Gesellschaft geraten und ein Taugenichts geworden!“ Niemand konnte sie anders als unter Thränen von ihm reden; nannte jemand seinen Namen, so gings wie ein Schwert durch ihre mütterliche Seele.

Am stürmischen Winterabenden saßen die Kinder oft mit der Mutter im Halbkreis um das Kaminfeuer herum. Sie erzählte ihnen vom verstorbenen Vater, wie er ausgesehen, was er gethan und geredet habe, wie gut er gewesen sei — nur zu gut, so daß er an einem Freund viel Geld verloren und dadurch eben in Schulden geraten sei. Davon konnte die Mutter in aller Ruhe erzählen; sobald jedoch die Rede auf den abwesenden Bruder kam, wurden die Kinder still, und der Mutter Stimme ward von Thränen erstickt. Eins ums andere zog sich dann mit einem schüchternen „gute Nacht“ in die Schlafkammer zurück. Da lagen sie oft noch lange wachend im Bett; das Rauschen des Windes und die Traurigkeit ließ sie nicht schlafen; sie mußten an den Bruder denken, der jetzt vielleicht die Nacht irgendwo draußen zubrachte; oder war er gar auf offener See, dem Sturm und den Wellen wehrlos ausgesetzt, während sie in warmen Betten lagen? Schwieg der Sturm für einen Augenblick, so konnten sie eine Stimme vernehmen, die jetzt wie sanftes Säufeln klang, dann wieder laut und lauter ertönte; die Kinder hielten ihren Atem an und horchten, was das sei; es war der Mutter Stimme, die für ihren verlorenen Sohn betete.

Am Morgen nach solchen Nächten pflegte sie dann etwa die Kinder aufs ziemlich entfernte Postbureau zu senden, um nachzufragen, ob kein Brief für sie gekommen sei — kein

Brief von ihrem Sohne (was sie zwar niemals sagte). Aber die Kinder kamen immer ohne Brief zurück.

Nach langen Jahren, da die Witwe schon alt geworden war und ihre Haare sich bleichten, schritt an einem Sommernachmittag ein großer Mann mit schwarzem Bart und wettergebräunten Wangen zur Gartenthür herein. Da die Hausthür offen stand, trat er in den Flur und schaute ins offene Zimmer hinein, als suchte er jemand angelegentlich.

„Treten sie ein“, rief ihm eine freundliche Stimme zu; es war Frau Moodys Stimme, die sich erhob, um den Fremdling zu empfangen.

Doch der Mann blieb wie festgewurzelt stehen und brachte kein Wort über die Lippen; nur dicke Thränen rollten über die gebräunten Wangen.

„Kommen sie doch herein!“ wiederholte die freundliche Alte, die nicht ahnte, was diese Thränen zu bedeuten hätten.

„Nein, nein“, antwortete der Fremdling, „ich kann nicht hereinkommen, bis meine Mutter mir vergeben hat!“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ rief die Mutter aus und schloß den bärtigen Mann in ihre Arme, der schluchzte wie ein Kind.

Nun weinte sie auch, aber nicht mehr vor Schmerz, wie die vielen Jahre lang, sondern vor Freuden, daß sie den Sohn wieder hatte, der verloren und wiedergefunden war.

Kapitel 2.

### Auf eigene Faust.

Moody besuchte bis in sein 17. Jahr die heimatische Schule, allerdings mit Unterbrechungen. Gelernt hat er dort nicht viel. Ein wenig Lesen und Schreiben, etwas Rechnen und Buchstabieren und dazu einige auswendig gelernte Stücke, waren der ganze Schulsack, den er mit ins Leben nahm. Daran war wohl theils die Schule, noch mehr aber der Junge selber schuld. Thorheit steckte dem Knaben im Herzen, und die Disziplin scheint nicht gehörig gehandhabt worden zu sein. Sicher ist, daß Moody später das in der Jugend Versäumte nur mit Mühe nachgeholt hat.

In seinem 17. Jahr verließ der Junge die Heimat, um sein Glück in der Welt zu versuchen. Was ihm an Schulbildung fehlte, ersetzte einigermaßen seine kräftige Konstitution, seine natürliche Lebhaftigkeit und ein starker Wille, der alle Schwierigkeiten zu überwinden versprach.

Zuerst begab er sich nach Clinton, wo einer seiner Brüder als Ladendiener arbeitete; als er aber dort keine ihm zusagende Beschäftigung fand, ging weiter nach Boston, dem Eldorado aller jungen Leute dortiger Gegend, die eine kaufmännische Laufbahn machen wollen.

In Boston — das war alles, was er von der Stadt wußte — lebte sein Onkel Samuel Holton. Derselbe hatte kurz vorher seine Schwester in Northfield besucht. Bei dieser Gelegenheit hatte der junge Moody ihn um eine Anstellung in seiner Schuhhandlung gebeten; der Onkel aber, der den Wildfang nicht in eine Stadt zu nehmen wagte, wo die Versuchung an allen Ecken und Enden winkt, hatte die Bitte

rundweg abgeschlagen. Zum Troß wollte nun der Junge seinem Onkel zeigen, daß er auch ohne seine Hilfe einen Platz in Boston finden könne. So erschien denn eines Tages, zu des Onkels nicht geringer Verwunderung, der Nefte von Northfield in seinem Laden; — doch nicht etwa um eine Anstellung zu suchen, — bei Leibe nicht, das ließ ihm sein Stolz nicht zu — sondern er meldete sich als ein Besuch vom Lande, mit einem schönen Gruß von der Schwester Herrn Hollons an. Zum Glück hatte die Mutter noch einen andern Bruder in der Stadt, namens Lemuel, der nahm den jungen Nefen, auf und dieser begann nun auf eigene Faust die Stadt zu durchstöbern, um sich eine Stelle zu suchen.

Doch das Glück lächelte ihm nicht. Er roch noch allzusehr nach der Farm; seine bäuerlichen Manieren und seine rauhe Sprache verrieten zu deutlich den Mangel an Erziehung; auch kam er nicht eben besonders nobel daher; und zu allem Unglück wuchs ihm auch noch ein Geschwür im Nacken, so daß der stolze Junge gezwungen war, seine Aufwartungen gesenkten Hauptes zu machen, ein Umstand, der nicht gerade dazu beitrug, ihm das Wohlgefallen der Leute zu erwerben.

Eine ganze Woche war bereits verstrichen; niemand in ganz Boston wollte ihn. Er beschloß darum, den Staub von den Füßen zu schütteln und sein Glück in New-York zu versuchen. Northin hätte er allerdings zu Fuß gehen müssen, denn seine paar Cents waren bereits ausgegeben, und zu verkaufen hatte er nichts.

„Hast du den Onkel Samuel noch nicht gefragt, ob er dir keine Anstellung hätte?“ fragte Onkel Lemuel, als Moody ihm seinen Entschluß mittheilte.

„Nein“, erwiderte der Junge, immer noch trotzig; „er weiß ja, daß ich eine Stelle suche; er kann mir helfen, wenn er will.“

„Siehst du“, sagte der Onkel, „dein Eigenwille steht dir eben im Weg. Dein Mut ist lobenswert, aber ein wenig Bescheidenheit dazu stünde dir nicht übel an. Ich bin fest überzeugt, daß Onkel Samuel dir gerne helfen würde, wenn du nur ein bißchen mehr geneigt wärst, dich von andern Leuten leiten zu lassen, die älter und erfahrener sind als du.“

Moody war bereits müde genug geworden, um diesen Rat des Onkels zu beherzigen. Wirklich empfing ihn Onkel Samuel recht freundlich und bot ihm unter folgenden Bedingungen eine Ladendienestelle in seinem Geschäfte an: Erstens müsse er Kost und Logis dort nehmen, wo sein Onkel ihn hinweise; zweitens dürfe er Abends nicht ausgehen ohne Erlaubnis des Onkels und nur dahin, wo er es ihm ausdrücklich gestatte; drittens müsse er regelmäßig die Mount Vernon Kirche und die Sonntagsschule besuchen, und endlich habe er überhaupt in allen Dingen dem Onkel strikten Gehorsam zu leisten.

Herr Holton wußte wohl, warum er seinem Neffen solche Bedingungen stellte. Er selbst war einst auch als Jüngling nach Boston gekommen und hatte sich nur durch treue Pflächterfüllung zu der schönen Stellung emporgearbeitet, die er jetzt einnahm. Er wußte auch wohl, wie viele junge Leute zu Grunde gehen, weil ihre Prinzipale sich durchaus nichts um sie kümmern; deshalb wollte er den jungen Moody gleich von Anfang an auf gute Wege bringen, in der Hoffnung, derselbe werde dann von selbst die einmal eingeschlagene Richtung beibehalten. Als langjähriges Mit-

glied der Mount Vernon Kirche aber wußte er, daß die jungen Leute dort gut aufgehoben seien.

Moody unterwarf sich gerne den gestellten Bedingungen. Bei einer einfachen christlichen Familie fand Onkel Samuel ein Unterkommen für ihn und bezahlte ihm vorerst nur einen geringen Lohn, jedoch mit dem Versprechen, daß ihm je nach seinen Leistungen aufgebessert werden sollte.

Der junge Mann lebte sich rasch ein in seinen Beruf und bewies großen Eifer in rastloser Arbeit. Gewöhnlich pflanzte er sich im Laden zunächst der Thüre auf und fing so in der Regel die Kunden ab, zum nicht geringen Aerger seiner Kollegen. Er hielt dies eben für das beste Mittel, um das Geschäft recht bald zu erlernen; und wirklich, nach dreimonatlicher Lehrzeit verkaufte er schon mehr Schuhe, als irgend einer der andern Angestellten. Moody sah das Geschäft als einen Kampf ums Dasein an, aus welchem als Sieger hervorgehen müsse, wer den härtesten Kopf und den schärfsten Witz zur Verfügung habe. In das bedächtige Wesen seines Onkels konnte er sich nie recht finden. Wie einst mit der Sense ins Kleefeld, so stürzte er sich jetzt ins Geschäft und mähte alles vor sich nieder, was ihm in den Weg kam. Beleidigte jemand sein Ehrgefühl, so konnte er gewaltig aufbrausen; doch war der Sturm auch bald wieder vorbei.

Es brauchte also gewiß viel Gnade, um aus diesem Jüngling einen Gottesmann zu machen; aber die Fortsetzung wird zeigen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist.

~~~~~


Kapitel 5.

Erwachendes Leben.

Die Mount Vernon Gemeinde in Boston war eine der bedeutendsten unter den orthodoxen Congregationalisten-Gemeinden von Nordamerika. Congregationalisten nennt man in England und Nordamerika die freien Gemeinden streng-reformierten Bekenntnisses. Ihr Kirchenbegriff ist der denkbar einfachste, weil er unmittelbar aus der Schrift geschöpft ist. Er lautet: „Wo zwei oder drei, die gläubig sind, sich von der Welt trennen und sich zu einer Gemeinschaft des Evangeliums verbinden, da ist eine Kirche.“ Jede Gemeinde ist selbständig und wird weder vom Staat noch von einer Kirchenbehörde regiert.

Die Gemeinde in Boston wurde damals von einem bedeutenden Prediger, namens Dr. Kirk, bedient. Es war das ein Glück für den jungen Moody; denn nicht der erste beste Prediger hätte dem ziemlich anspruchsvollen Jüngling genügt. Ein gewöhnlicher Mann hätte ihm keinen Respekt eingeflößt; er hätte ihn kritisiert und sich über seine Fehler lustig gemacht; an Dr. Kirk aber fand Moody einen Mann, der ihm imponierte, und so setzte er sich bescheiden zu seinen Füßen und lernte von ihm.

Der 17-jährige Bursche mußte aber auch noch zur Sonntagsschule gehen; — man denke, welche Demütigung das bei uns für junge Leute dieses Alters wäre! Moody unterzog sich dieser Demütigung um so williger, als dergleichen in Amerika nichts so ungewöhnliches ist. Es existiert eben dort nicht die unselige Meinung, wie bei uns, daß mit dem 16. Jahr der biblische Unterricht aufhören müsse; in

diesem Alter saßen dort manche erst recht damit an, was auch bei uns sehr zu empfehlen wäre. Die Sonntagsschulen werden dort in verschiedene Klassen eingeteilt und die ältern Schüler bilden dann eine Bibelklasse für sich. Der Klasse, in welcher Moody Aufnahme fand, stand ein Herr Eduard Kimball vor. Dieser hatte zuerst recht schwer mit dem neuen Schüler; es war ihm nicht möglich, sein Interesse zu gewinnen; der Jüngling langweilte sich offenbar grausam und konnte kaum das Ende der Stunde abwarten. Doch siehe, eines Sonntags, als die Lektion von Mose handelte, paffte Moody wirklich auf, sein Interesse ward immer größer, bis er endlich den Lehrer zum erstenmal mit einer Frage unterbrach. „Dieser Moses muß doch, nicht wahr, ein recht netter Mann gewesen sein?“ fragte er.

Wie froh war Herr Kimball, endlich einmal ein Lebenszeichen zu erblicken an seinem Schüler, der für alles Geistliche bisher wie tot geschienen hatte. Er benützte die Frage als Anknüpfungspunkt und gewann des Jünglings Zutrauen bald. Noch fühlte aber Moody bei aller Zuneigung zu seinem Lehrer eine Abneigung gegen die Sonntagsschüler und gegen die Gemeindeglieder. Er konnte sich nicht recht in diese frommen, reichen Leute finden, deren Benehmen ihm viel zu gezwungen vorkam. Die jungen Leute trugen gute Kleider und hatten immer Geld genug; ihm fehlte beides, und das erbitterte ihn. Er hielt diese Reichen alle für hochmüthige Tröpfe, vergaß aber ganz, daß der Mergel über die Vorzüge anderer erst recht den beleidigten Stolz verriet, der in seinem eigenen Herzen steckte.

Trotz alledem arbeitete der Geist Gottes an ihm. Unter der klaren und liebevollen Predigt seines Pfarrers und der Belehrung, die er in der Sonntagsschule erhielt, begann Moodys

Herz zu schmelzen. Herr Kimball, dem das nicht entging, besuchte ihn eines Tages im Geschäft. Freundlich legte er seine Hand auf die Schulter des jungen Commis und fragte ihn, ob er nicht sein Herz dem Heiland schenken wolle. Diese Frage weckte Moody vollends auf. Er begann den Herrn mit ganzem Ernst zu suchen, und es ging nicht lange, so hatte er die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden und der Gotteskindschaft erlangt. Oft hat Moody später gesagt: „Ich kann die Berührung von jenes Mannes Hand noch jetzt auf meiner Schulter spüren.“

Denselben Eifer, wie bisher im Geschäft, wollte der thatendurstige Jüngling jetzt auch in seinem Christentum beweisen. Er griff das anfangs ein wenig ungeschickt an, wenigstens nach dem Urteil der höchst nüchternen Leute der Gemeinde. Er erlaubte sich nämlich öfters in den Versammlungen das Wort zu ergreifen, wobei er dann erzählte, was Gott an seiner Seele gethan; ja er fügte dem Zeugnis zuweilen sogar noch etliche nicht eben schmeichelhafte Worte der Ermahnung bei; was das schlimmste war, der junge Mensch wollte es auch gar nicht merken, wie mißfällig sein Reden den Leuten war, trotzdem sie es auf unmißverständliche Weise durch Husten und Scharren kundgaben.

Einer guten Dame ging endlich der Geduldsfaden aus. Sie begab sich zu Herrn Holton und bat ihn, er möchte doch dem jungen Eiferer befehlen, das Maul zu halten, so lange er nichts Besseres wisse. Der Onkel fand aber, das sei ja schön, daß sein Nefte in so kritischer Gesellschaft seinen Glauben an den Heiland bekennen dürfe; er wenigstens möchte es ihm nicht wehren.

Moody wünschte nun auch als Glied in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Der Aufnahme geht in jenen

Gemeinden eine Prüfung durch die Diakonen voraus. Die Vorsteher der Mount Vernon Kirche nahmen es dabei ziemlich genau. Sie forderten nicht nur, daß der Aufzunehmende gläubig sei, sondern daß er auch wisse, was er glaube. Dem jungen Moody konnten sie nun zwar den Glauben nicht absprechen; da er ihnen aber manche Antwort auf ihre Fragen schuldig blieb und dadurch nach ihrer Ansicht einen bedenklichen Mangel an Erkenntnis an den Tag legte, verwiesen sie ihn einstweilen noch aufs Warten. Doch fielen ihre Bedenken allmählig dahin, besonders da Moodys Tante, Frau Holton, bezeugen konnte, daß der Jüngling sich eines christlichen Wandels befleißige. Als er daher nach einem halben Jahr seine Anmeldung erneuerte, wurde er endlich aufgenommen; die Diakone werden gefunden haben, ein treues Glied mit mangelhafter Erkenntnis sei am Ende doch noch besser, als ein Mensch, der alles weiß, aber nicht darnach thut.

Einige Jahre später besuchte Dr. Kirk sein früheres Gemeindeglied in Chicago und predigte auf dessen Kanzel. Als er wieder nach Boston zurückkehrte, sagte er der Gemeinde: „Da bin ich nun bei diesem jungen Moody gewesen, den wir seinerzeit wegen seiner mangelhaften Erkenntnis kaum glaubten in unsere Gemeinde aufnehmen zu dürfen. Und jetzt wüßte ich keinen Mann im Westen der Vereinigten Staaten, der einen größern und gesegnetern Einfluß ausübte als eben dieser Moody. Wir, die wir uns einst weit über ihn erhaben dünkten, müssen uns nun schämen vor ihm.“

Seinem Sonntagsschullehrer, Hrn. Kimball, der das Werkzeug zu seiner Befehung geworden war, ist Moody allezeit dankbar geblieben. Ja, wunderbarer Weise durfte

er später das Mittel zur Erweckung und Befehrung einer Tochter und eines Sohnes dieses seines früheren Lehrers werden. Ueber letztern Fall wird folgendes erzählt.

Als Moody nach Jahren einmal in Boston predigte, kam am Schluß des Gottesdienstes ein junger Mann auf ihn zu und stellte sich ihm vor als Sohn des Herrn Kimball. Moody freute sich sehr, fragte ihn aber gleich, ob er auch in die Fußstapfen seines Vaters getreten sei.

Der Jüngling verneinte es.

„Wie alt sind Sie?“ fragte Moody.

„Siebzehn Jahre alt“, antwortete er.

„Gerade so alt, wie ich war, als Ihr Vater mich zum Heiland führte; und merkwürdigerweise sind es heute genau siebzehn Jahre, daß dies geschah. Nun möchte ich Ihrem Vater eine Dankeschuld abzahlen und Sie, seinen Sohn, auch zum Heiland führen.“

Der Jüngling war tief bewegt. Moody ging mit ihm bei Seite und betete mit ihm. Bald darauf erhielt er einen Brief von Herrn Kimball, worin dieser ihm mittheilte, sein Sohn habe Frieden gefunden im Glauben an Jesum Christum.

Wir müssen aber noch einmal zu Moodys eigener Jugendzeit zurückkehren und finden da, daß er nach seiner Aufnahme in die Gemeinde den ruhigen und gebildeten Gliedern derselben nicht etwa sympathischer geworden war. Das Verlangen, sich nützlich zu machen, brannte wie ein Feuer in seinen Gebeinen, und wie ein Feuer nicht nur Licht und Wärme, sondern auch Rauch erzeugt, so machte auch der junge Mann in seinem Eifer mancherlei Verstöße, um so mehr, als noch viel eigenes Feuer in ihm war. So meinte er z. B., er müsse jedesmal reden oder

lesen in den Versammlungen; selbst der geduldige Dr. Kirk sah sich genöthigt, ihm hie und da einen Dämpfer aufzusetzen.

Felder verstand aber weder der Pastor noch die Gemeinde, den Eifer des jungen Mannes in die richtige Bahn zu lenken. Selbst die amerikanischen Kirchen, denen man doch so gerne Uebertriebenheit vorwirft, befanden sich zu jener Zeit in einem äußerst ruhigen Stadium. Niemand hatte es eilig, weder mit der Rettung des Verlorenen, noch mit der Heiligung der Gläubigen. Man tröstete sich, die Befehrung der Menschen sei Gottes Werk, und Gottes Mahlen mahlen langsam; es werde alles von selbst gut kommen zu seiner Zeit.

Moody glaubte im Gegentheil schon damals, man müsse in das Reich Gottes mit Gewalt hineindringen und sein Kommen durch eigene Anstrengung beschleunigen. So lange er darum noch in der ruhigen Mount Vernon Gemeinde war, kam er sich vor wie ein gefangener Vogel; die Gemeindeordnung, über die hinaus nichts gethan werden durfte, hinderte ihn überall; die Leute fühlten sich wohl im gewohnten Geleise, mehr wollten sie nicht. Kein Wunder, daß er sich sehnte nach einem Platz, der seinem Unternehmungsgeist mehr Spielraum bieten würde, und da er hörte, daß im Westen auch im geschäftlichen Leben viel mehr Aussicht auf rasches Vorwärtskommen sei, richtete er seinen Blick dorthin.

In Chicago.

Im September 1855 verließ der junge Moody Boston und reiste nach dem Westen. In Chicago fand er bald nach seiner Ankunft wieder eine Stelle als Verkäufer in einer großen Schuhhandlung. Er war dem Eigentümer des Geschäfts, Herrn Wiswall, empfohlen worden, machte aber auf diesen zuerst um seines ungeschliffenen und ungestümen Wesens willen gar keinen guten Eindruck. In kurzer Zeit erwarb er sich jedoch das volle Zutrauen seines neuen Herrn. Sein rasches, lebhaftes Auftreten machte ihn bald beliebt bei der etwas rohen Bevölkerung, und wenn Leute in den Laden kamen, mit denen die andern Angestellten nichts anzufangen wußten, wies man sie nur Moody zu; der wurde gewiß fertig mit ihnen; es machte ihm Freude, gerade mit den schwierigsten Kunden sich abzugeben. Großes Geschick in Gewinnung neuer Kunden wird ihm von seinem damaligen Prinzipal nachgerühmt. Er sei ein Verkäufer erster Klasse gewesen und habe seine Ehre darein gesetzt, im Ladenjournal täglich die längste Liste verkaufter Waren eingetragen zu haben und zugleich mit dem höchsten Gewinn; er sei mit einem Wort ein ebenso eifriger Kaufmann gewesen, wie er nachher ein unermüdlicher Menschenfischer ward.

Moody zeigte sich übrigens schon damals als ein eifriger Christ. Einige der Angestellten schloßen im Geschäftshaus, was für sie eine Vergünstigung und für das Geschäft ein Vorteil war. Unter diesen befand sich auch Moody, der gerne jede Gelegenheit benützte, wo er sich etwas ersparen konnte. Nach Feierabend pflegten nun diese jungen Leute den Laden in einen Sprechsaal zu verwandeln;

es fanden sich aus benachbarten Geschäften noch eine Anzahl Kollegen ein, und diese jungen Leute hielten mit einander Diskussionsabende ab über politische und religiöse Fragen. Das war jedenfalls eine nützlichere Uebung als das Biertrinken, das die Hauptbeschäftigung so vieler jungen Leute an den Abenden ausmacht.

Die Sklavenfrage stand damals in Amerika auf der Tagesordnung; die öffentliche Meinung war geteilt in für und wider die Sklaverei. Moody trat an den Diskussionsabenden mit großem Nachdruck für die Abschaffung der schmachvollen Institution ein, während einige seiner Kollegen für die Südstaaten Partei nahmen, die bekanntlich die Sklaverei beibehalten wollten. Da gerieten dann die jungen Leute oft recht hitzig an einander; es war gut, daß sie keine andern Zuhörer als die Schuhhändler hatten. Die Gegenwart des Portiers, der selbst ein Neger, früher Sklave gewesen war und mit herzbeweglicher Beredsamkeit das Los seiner Brüder schilderte, verlieh diesen Disputationen einen besondern Reiz.

Unter den theologischen Fragen mußte besonders oft die Erwählung herhalten. Moody war ein entschiedener Calvinist, glaubte also an die Erwählung. Sein Hauptgegner in diesem Punkt war der junge Wiswall, ein Methodist, der den freien Willen des Menschen verteidigte. Die beiden jungen Heißsporne mußten aber daselbe erfahren, was vor ihnen schon so viele, daß nämlich in dieser Frage keine Einigung zu erzielen ist, so lange man, was die Bibel in ihrer Weisheit nicht thut, göttliche Erwählung und menschlichen Willen einander gegenüberstellt, während doch Gott in Seinem ewigen Ratschluß auch diesen vorgesehen und einkbeschlossen hat.

Nicht minder erwärmten sich die jungen Leute in ihren Debatten über die Vergnügungen. Moody war Puritaner, oder, wie wir sagen würden, Pietist. Er haßte also folgerichtig das Theater, Billard- und Kartenspiel samt all dergleichen Zeitvertreib. Ja, einer seiner Kollegen erzählt uns, daß Moody eines Abends, als er aus einer Versammlung kam und die jungen Leute im Laden beim Schachspiel traf, kurzweg das Schachbrett ergriff, es in Stücke schlug und ehe nur jemand ein Wort dazu sagen konnte, auf seine Kniee fiel und zu beten begann.

Trotz dieser heftigen Opposition gegen alle zeitverschwendenden Vergnügungen war der junge Mann aber keineswegs ein Duckmäuser. Er hatte große Freude an körperlichen Kraftübungen, konnte auch herzlich lachen, wenn ihm ein lustiger Streich gelang, und nahm es auch nicht übel, wenn seine Kollegen ihm hie und da einen Schabernack spielten.

Bald nach seiner Ankunft in Chicago schloß sich Moody auch dort einer Congregationalistengemeinde an und begann bald eine kleine Missionsthätigkeit. Er mietete nämlich, anstatt nur einen, gleich vier Plätze in der Kirche und machte es sich zur Aufgabe, dieselben jeden Sonntag mit jungen Leuten zu füllen. Auch erlaubte er sich bald in den zu gemeinsamer Erbauung bestimmten Versammlungen das Wort zu nehmen, und redete auch hier wieder so frisch von der Leber weg, daß er bald ähnlichen Unwillen hervorrief wie vorher in Boston.

Moody hatte eben nie etwas von Calleyrands berühmtem Grundsatz gehört, laut welchem die Sprache dazu da ist, um die Gedanken zu verbergen. Wie Antonius redete er nur gerade heraus. Oft war eine Schärfe in seinen Reden,

die nicht jedermann schmeckte; ja in seinen Gebeten verwendete er zuweilen Ausdrücke, die nicht eben schmeichelhaft klangen. Es ging nicht lange, so erteilte man ihm auch in Chicago den gleichen Rat wie in Boston, nämlich er möchte doch das Reden und öffentliche Beten andern Leuten überlassen, die das besser könnten, als er.

Cells deswegen, teils auch, weil eine Kirche allein ihm nicht genug Spielraum bot, begann er jetzt noch eine Sonntagmorgenklasse der ersten Methodisten-Kirche der Stadt zu besuchen. Hier schloß er sich einer „Missionbands“ von jungen Leuten an, die ihr Vergnügen darin fanden, am Sonntagmorgen die Wirtshäuser und Hotels abzusuchen, dort Traktate zu verteilen und die Gäste zum Gottesdienst einzuladen.

Gleichwohl blieb er seiner eigenen Gemeinde treu und füllte regelmäßig seine 4 Kirchenstühle mit jungen Männern an. Auch an der Sonntagsschule nahm er regen Anteil. Zum Schüler war er freilich jetzt zu alt, zum Lehrer aber fehlten ihm die nötigen Gaben zu fehlen; aber in der Rekrutierung neuer Schüler leistete er das Auserwählte. Dazu wurde er durch folgenden Umstand geführt. Er anerbote sich dem Leiter einer kleinen Sonntagsschule als Monitor. Dieser antwortete ihm, er habe schon jetzt mehr Lehrer als Schüler, erlaubte ihm aber, eine neue Klasse in seiner Schule zu bilden, falls es ihm gelinge, neue Schüler zu bekommen. Folgenden Sonntags erschien der junge Moody mit nicht weniger als 18 Jüngern, sämtlich barfuß und in schmutzigen Lumpen gekleidet, aber jeder von ihnen hatte doch, wie der neue Lehrer triumphierend bemerkte, eine unsterbliche Seele, die gerettet werden sollte.

Eine originelle Sonntagsschule.

Baumeister Stillson von Rochester, Aeltester einer dortigen Gemeinde, erstellte zu jener Zeit das Zollgebäude in Chicago. An den Sonntagmorgen pflegte dieser Herr nicht auf der faulen Haut zu liegen, er zahlte aber auch nicht dann erst die Arbeiter aus — das besorgte er am Samstag Abend — sondern am Sonntagmorgen konnte man ihn mit einer vollen Tasche die Schiffe besuchen sehen, um den Matrosen Traktate und Testamente zu verteilen. Zuweilen hielt er auch auf dem Deck eines Schiffes oder an einer Straßenecke eine kleine Versammlung ab. Eines schönen Sonntagmorgens begegnete ihm ein kräftig gebauter, freundlich aussehender, junger Mann, der sich ebenfalls mit der Verteilung von Traktaten beschäftigte. Die beiden schlossen sogleich Freundschaft miteinander, und nachdem sie den Morgen in gemeinsamer Missionsarbeit verbracht, bat der junge Mann Herrn Stillson um die Erlaubnis, auch ferner mit ihm in dieser Weise arbeiten zu dürfen; er möchte so gerne etwas für Christum thun, wisse es aber nicht recht anzustellen. Stillson willigte gerne ein, und von jetzt an durfte der junge Moody unter seiner väterlichen Leitung die Schiffe, Spitäler und Gefängnisse besuchen, und in die Hütten der Armen und Verlassenen eintreten. Während jenes Sommers rekrutierten die beiden Männer nicht weniger als zwanzig Sonntagsschulen!

Nicht lange darnach unternahm Moody eine eigene Mission. Er mietete eine leere Wirtschaft zur Einrichtung einer neuen Sonntagsschule und für Versammlungen an Wochenabenden. Wie bitter nötig ein derartiges Unternehmen

im dortigen Stadtteil war, ergibt sich aus der unglaublichen Thatsache, daß wenn Moody auf die steinernen Stufen der alten Markthalle neben seinem Lokale trat, seine Stimme in 200 Kneipen gehört werden konnte. Dort wimmelte es von jungen „Barbaren“ — und das waren ja gerade die rechten Schüler für unsern Moody. Er ahnte, daß sein Beruf der des Meisters sei, nämlich zu suchen und zu retten was verloren ist.

Chicago barg damals ein wahres Sodom in seinen Mauern. Am Ufer des Michigansees, „auf dem Sand“ lagerte die Stadt ihren Auswurf ab, den moralischen Auswurf der Gesellschaft meinen wir. Männer und Frauen, die zu tief gefallen waren, um sich anderswo wohl zu fühlen, ließen sich „auf dem Sand“ nieder. Jede Unordnung und selbst Verbrechen, die man in den andern Stadtteilen streng bestraft hätte, wurden dort als selbstverständlich geduldet. Alle ausländige Leute war es nach Einbruch der Dunkelheit geradezu gefährlich, jenes Quartier zu passieren.

Dorthin aber wandte sich Moody, um Schüler für seine Sonntagsschule anzuwerben. Ein schwierigeres Arbeitsfeld konnte man sich kaum vorstellen; für ihn ein Grund, mehr, gerade dorthin zu gehen. Wie es ihm eine Freude war, im Handel mit den größten Leuten zu verkehren, so bereite es ihm nicht weniger Vergnügen, die ärgsten Sünder zu Christo zu führen. Er hatte jetzt seinen Mangel an Bildung erkennen und bereuen gelernt; aber dieser Mangel hinderte ihn nicht in der Arbeit an den Verkommnensten; hier durfte er frisch von der Leber weg reden, ohne fürchten zu müssen, jemand durch seine ungebildete Ausdrucksweise zu beleidigen.

Sein bisher bewiesenes Geschick in der Rekrutierung von

Sonntagschulen wurde freilich „auf dem Sand“ auf eine harte Probe gestellt. Es war nicht leicht, das Zutrauen von Kindern zu gewinnen, die von Liebe keine Ahnung hatten, sondern nur den Kampf ums Dasein mit Rippenstößen und Faustschlägen kannten. Diese Kinder sahen jeden, insbesondere jeden ordentlich gekleideten Menschen mit großem Mißtrauen an; daß jemand es mit ihnen gut meinen könnte, ging über ihren Horizont. Von einer Sonntagschule hatten sie erst recht keinen Begriff; eine trockene Einladung zu derselben wäre also fruchtlos geblieben. Ebensovwenig hätte hier das Verteilen von Traktaten und Testamenten genützt; denn diese verwahrlosten Kinder konnten ja nicht lesen. Die Liebe macht aber erfinderisch, und Moody sann auf List. Alle Kinder haben Süßes gern, dachte er, ging hin und kaufte eine große Portion Zucker. Mit seinen Taschen voll „Missionszucker“ und einem Herzen voll Eifer und Liebe unternahm er nun seinen Feldzug „auf dem Sand“.

In kurzer Frist war Moody der populärste Mann im ganzen Quartier. Zuerst liefen die Kleinen scheu davon, als er sich ihnen näherte; aber ein hingeworfenes Stück Zucker brachte sie bald zurück. Was keine Ueberredungskunst vermocht hätte, bewirkte hier ein Bißchen Süßigkeit; Moody war bald jedem Kind in seinem Missionsdistrikt bekannt, und durch die Kinder lernten ihn auch die Eltern kennen.

Die Kinder hatte er jetzt. Aber was fängt ein junger Mann mit einem wilden Korps von dieser Gattung an, zumal wenn er wie Moody, ohne alle Bildung ist? Wie sollte er Sonntagschule halten, der selbst noch nicht einmal seine Bibel geläufig lesen konnte? Unter einer richtigen Sonntagschule versteht man in Amerika eine geräumige Halle mit bequemen Bänken, die Wände mit Landkarten,

billigen Bildern und Sprüchen geziert; dazu kommt ein Klavier oder Harmonium, und eine Bibliothek im Wert von etlichen hundert Dollars. In der Regel wird so eine Sonntagschule auch von ihren Freunden aufs freigebigste unterstützt, so daß an die Schüler Bilder und Blätter, sogar Preise, an die Lehrer und Lehrerinnen „Sonntagschulmagazine“ u. dal. verschafft werden können, nicht zu reden von dem *Turnus*, mit dem manches Sonntagschulgebäude ausgestattet ist.

Unserm Moody stand nichts derartiges zur Verfügung. Er selbst war arm und hatte damals noch keine reichen Freunde. Dafür aber besaß er eine besondere Begabung, mit Kindern umzugehen, vor allem eine fast mütterliche Liebe. Wie sah man ihn glücklicher, als wenn er sich unter einem Haufen Knaben und Mädchen bewegte; unter ihnen wurde er selbst zum Kind und verstand es, durch Teilnahme an ihren oft recht wilden Spielen ihr Zutrauen zu erwerben.

Ein glücklicher Zug in Moodys Wesen war es stets, daß er nie meinte, alles alleine machen zu müssen, sondern daß er verstand, passende Gefährten zu finden. In der Person seines väterlichen Freundes Stillson stand ihm bereits ein Helfer zur Seite; nur mußte er noch jemand haben, der singen konnte; denn diese Kunst geht Moody gänzlich ab, obgleich in keinen Versammlungen mehr gesungen wird, als in den feierlichen Gesang, das wußte er, war das sicherste Mittel zur Bezähmung der wilden Bengel, die er seine Schüler nannte. Damals hatte er nun freilich noch keinen Piankey zur Verfügung; aber doch einen Trudeau fand er, der sich zum Gesanglehrer seiner Schüler eignete. Diese drei Männer nun, Moody, Stillson und Trudeau, hatten alle Hände voll zu thun, um unter der in der alten Schnaps-

buttk zusammengepferchten Herde einige Ordnung zu schaffen. Diesen Jungen war das Faustrecht angeboren, das sie — auch während der Sonntagschule — wacker übten nach des Dichters Wort: „Im Leben gilt der Stärke Recht, dem Schwachen trotz der Kühne.“ Solche Rechtsbegriffe mit ihren handgreiflichen Folgen von ausgerupften Haaren und blauen Augen werden, zumal einer Schar ungezogener amerikanischer Jüngens, nicht in einem Tage abgewöhnt. Allmählig durchdrang aber der Sauerteig des Evangeliums selbst den „Sand“, und es wurde wenigstens während der Sonntagschule Waffenstillstand geübt.

Moody's Werk nahm bald in erfreulicher Weise zu. Für die Sonntagschule bedurfte es eines größeren Raumes; sie ward mit Erlaubnis des Bürgermeisters in die Nord-Markthalle verlegt. Diese Halle ward gewöhnlich an den Samstagabenden als Tanzsaal benützt, sie mußte also, bevor der Sonntag anbrach, immer zuerst von Bier- und Tabakresten gereinigt werden, sowie von dem Sägemehl, mit dem der Boden zu Gunsten der Tänzer bestreut worden war. Moody besorgte das mit Hilfe einiger Freunde. Der Raum enthielt keine Bänke für die Kinder; entweder mußten sie stehen, oder sich auf die Erde setzen. Bald aber bildete sich ein Finanzkomitee, das durch Collekten die Mittel für Bestuhlung aufbrachte.

Ein gewisser Herr Farwell zeigte sich besonders freigebig für diesen Zweck. Moody begnügte sich aber nicht damit, Geld von ihm erhalten zu haben, sondern bat ihn, einmal seine Sonntagschule in Augenschein zu nehmen. Hr. Farwell erschien auch wirklich gleich am folgenden Sonntag, um die Schule zu inspizieren. So etwas hatte der Mann noch nie gesehen; alle seine bisherigen Vorstellungen

von dem, was eine Sonntagschule sein soll, wurden hier auf den Kopf gestellt. Er glaubte sich in jene Zeiten Israels versetzt, wo „ein jeder that, was ihn recht dünkte.“ Die Bestuhlung fehlte noch. Ein Teil der Schüler lehnte sich also an die Wand, die andern saßen in wirrem Durcheinander auf der Erde; dort machte einer einen Sprung über seinen Kameraden hinweg, ein anderer schlug einen Purzelbaum, während einige zusammen fochten und wieder andere sich im Pfeifen übten. Dort rief ein Junge Zeitungen zum Verkaufe aus, ein Schuhputzer bot seine Dienste an, während Hr. Stillson mit einer Gruppe in der Bibel las, Hr. Trudeau mit andern ein Lied einübte, und Hr. Moody eine Rede hielt. Einen Augenblick trat Stille ein, als der neue Ankömmling, Hr. Farwell, auf Herrn Moody's Drängen einige Worte an die Schüler richtete; wie erschrocken er aber, als Moody ihn nach seiner Jungferrede zum Vorsteher der Sonntagschule ausrief, und die Rangens diese Ernennung mit einem Hurrah feierten.

Die merkwürdige Schule wurde allmählig stadtbekannt. Es fanden sich Leute ein, die willig waren, Klassen zu übernehmen, deren es bald an die achtzig gab, da auch die Schülerzahl beständig wuchs. Das Wachstum kam freilich nicht von selbst; Moody und Stillson widmeten ihre ganze freie Zeit an den Wochenabenden und des Sonntags dem Auffspüren neuer Schüler und scheuten sich nicht, zu diesem Zwecke auch die Kellerwohnungen abzusuchen.

Als Lehrer boten sich freilich auch solche an, die nicht das Zeug dazu hatten. Moody fand ein wirksames Mittel, sich solcher Leute zu entledigen. Er führte die Ordnung ein, daß jeder Schüler das Recht hatte, beim Vorsteher um Versetzung aus einer Klasse in eine andere einzukommen.

War das Gefuch begründet, so wurde demselben entsprochen. So kam, daß untaugliche, langweilige Lehrer von selbst überflüssig wurden, weil sie keine Schüler mehr hatten.

Moody's Streifzüge „auf dem Sand“ zur Gewinnung neuer Schüler brachten ihn nicht selten in Lebensgefahr. So stürzte sich, als er eines Sonntagmorgens einige katholische Familien besuchte, ein großer Mann, der ihm längst den Tod geschworen hatte, mit einem Knüttel bewaffnet auf ihn los. Moody floh, sein Verfolger hinter ihm her, ermutigt von seinen Freunden, während dem Verfolgten niemand beizustehen wagte. Dieser entkam aber mit Gottes Hilfe durch die Schnelligkeit seiner Füße, die ihm schon oft zu statten gekommen war. Die Gefahr, in der er geschwebt, hinderte ihn aber nicht, am folgenden Sonntag wiederzukommen, und durch seine Geduld und Freundlichkeit entwaffnete er endlich seinen Feind.

Auch die armen Kinder hatten zuweilen zu leiden, weil sie seine Sonntagschule besuchten. Ein Vater, ebenfalls ein Katholik und dazu ein Trunkenbold, belohnte seinen Knaben regelmäßig mit einer Tracht Prügel, wenn er aus der Sonntagschule nach Hause kam. Der Knabe ließ sich das eine Zeitlang gefallen ohne ein Wort davon verlauten zu lassen; endlich erzählte er es seinem Lehrer und fragte ihn um Rat. Moody riet ihm, Einen mitzunehmen, der stärker sei, als er. Der Knabe merkte, wie das gemeint sei, und als er nach Hause kam und der Vater ihn an der Thür erwartete, um ihm die gewohnte Portion zu geben, sagte sein Sohn zu ihm: „Lieber Vater, du bist sonst immer gut gegen mich; nur am Sonntag, wenn du betrunken bist, schlägst du mich; es ist also nicht mein Vater sondern der Schnaps, der mich schlägt.“

Nun war der Vater erst recht erbittert und fiel wütender als je über den Knaben her; aber es war das letzte Mal; von da an konnte sein Sohn ungehindert die Sonntagschule besuchen. Dafür wollte sich nun aber der ältere Bruder des Knaben an Moody rächen und drohte ihn durchzuprügeln. Bevor er jedoch seinen Vorsatz ausführen konnte, ward er gefährlich krank. Einige von den Lehrern der Sonntagschule kamen, ihn zu besuchen und wachten abwechselnd an seinem Lager. Auch Moody brachte eine ganze Nacht an seinem Bette zu. Der junge Mann erlangte seine Gesundheit wieder, blieb aber seinem Wohlthäter die gedrohten Prügel schuldig.

Ein andermal fand Moody auf seinen Streifzügen des Samstagabends in einem Hause einen Krug voll Schnaps, den einige Männer gekauft hatten, um am Sonntag ein Gelage anzustellen. In ihrer Abwesenheit belehrte Moody die Frauen über den Nutzen der Mäßigkeit und brachte es so weit, daß sie ihm erlaubten, den Schnaps zum Fenster hinaus zu schütten. Am Sonntagnachmittag kam er wieder, um die Kinder in die Sonntagschule abzuholen. Die Männer wußten das und paßten ihm auf; er hatte sie an einer empfindlichen Stelle angegriffen, und sie dürsteten nach Rache. Arglos betrat Moody das Haus und bemerkte die Männer erst, als ihm einer die Thüre verrammt hatte, und die andern über ihn herfallen wollten. An ein Entkommen war diesmal nicht zu denken. Doch Moody bewahrte seine Geistesgegenwart und sagte zu den Männern: „Wenn ihr mich prügeln wollt dafür, daß ich euch den Schnaps ausgeschüttet habe, so laßt mich wenigstens vorher noch beten.“

Der unerwartete Vorschlag machte die Männer stutzig

sie gaben ihre **Einwilligung dazu, in der Hoffnung, sich über den Väter lustig machen zu können.** Moody fiel auf seine Kniee nieder und betete: „**Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.**“ So etwas hatten diese rohen Leute noch nie gehört. Verwundert standen sie da, während Moody fortfuhr, für sie zu beten; als er geendigt hatte, reichten sie ihm die Hände und ließen ihn gehen. Moody aber hatte die Freude, an jenem Tage alle Kinder des Hauses mit in die Sonntagsschule nehmen zu dürfen.

Eines der schlimmsten Häuser auf Moodys Arbeitsfeld war eine Matrosenherberge, ein Sammelplatz grober und streitsüchtiger Menschen. In diese Lasterhöhle wagte sich Moody eines Tages samt seinem Begleiter. Man drohte ihnen den Schädel zu zerschlagen, wenn sie nicht augenblicklich das Haus verließen. Sie dachten: „Eine gelinde Antwort stillt den Zorn,“ und anerbaten sich, den Leuten ein Lied zu singen. Das wurde ihnen erlaubt, worauf Hr. Stillson einige Verse sang unter allgemeiner Aufmerksamkeit. Die Leute fanden das Lied, das von Jesu Liebe und dem Glück seiner Jünger handelte, schöner als ihre Gassenhauer. Auf den Sologesang Hrn. Stillsons folgte ein Gebet von Moody. Von dem Tage an waren die beiden Freunde gern gesehene Gäste und wurden mit aller Hochachtung behandelt. Die Kinder des Wirts kamen in die Sonntagsschule, und eins ums andere bekehrte sich zum Herrn.

In einer andern Wirtschaft erlebten Moody und Stillson noch größern Erfolg. Dort fragten sie an einem Sonntagabend, ob sie nicht Traktate verteilen dürften. Nachdem ihnen das erlaubt worden war, ließen sie sich noch in eine Unterredung mit dem Wirt ein und fanden bald her-

aus, daß derselbe ein Sohn christlicher Eltern sei.

„Wissen Ihre Eltern, daß sie Schnaps verkaufen?“ fragte Moody. Der Wirt geriet in Verlegenheit ob dieser Frage und schien tief bewegt. Die Freunde redeten noch ein ernstes Wort mit ihm und empfahlen sich. Doch kaum waren sie draußen, so sagte einer zum andern: „Wir haben eine gute Gelegenheit versäumt; wir hätten mit dem Manne beten sollen.“ Sie kehrten wieder um und baten den Wirt um Vergebung, daß sie nicht mit ihm gebetet hätten. Moody fiel auf seine Kniee nieder und betete mit einer Inbrunst, daß sein Begleiter versicherte, so geistesmächtig habe er ihn noch nie beten hören.

Was geschieht? Zwei Wochen später trifft einer der Freunde den Wirt auf der Straße. Der erzählte voll Freude, er habe das Wirten aufgegeben und wolle lieber im Armenhaus sterben, als noch länger geistige Getränke verkaufen.

Eine der elendesten Familien fanden die beiden Freunde eines Sonntagmorgens in einem Dachstübchen. Der Vater war halb verrückt vom Trinken, Weib und Kinder halb verhungert. Zuerst wurde Nahrung herbeigeschafft, dann ließen sie den Mann das Temperenzgelübde unterzeichnen, knieten alle miteinander nieder, der Trinker legte seine Hand auf das unterzeichnete Papier, und die Freunde beteten mit ihm um Erlösung von der Trunksucht.

Am folgenden Sonntag erschien die ganze Familie anständig gekleidet in der Sonntagsschule. Tags darauf passierten die beiden Freunde wieder jene Straße. Der Mann schaute zu seinem Dachfenster heraus und warf grüßend ein Silberstück hinunter, indem er sagte: „Ein kleines Dankopfer für die Sonntagsschule;“ Sechs Jahre später traf

Hr. Stillson, als er nach längerer Abwesenheit wieder nach Chicago kam, einen gutgekleideten Herrn, der sich ihm als jener arme Trinker vorstellte, der ihm und Moody seine Rettung verdanke. Er war ein wohlhabender Geschäftsmann geworden, besaß ein eigenes Haus und war ein thätiges Mitglied einer blühenden Gemeinde der Stadt.

Moody's reger Missionsgeist teilte sich auch seinen Schülern mit; aus vielen sei nur das folgende Beispiel erwähnt. Eine Schülerin begleitete ihren Vater, einen Holzhändler, des Winters in den Urwald zum Holzfällen. Dort lebten noch andere Familien zum selben Zweck in Blockhütten zerstreut. Das Mädchen sammelte nun die Kinder der Holzhauer zu einer Sonntagsschule, und, nicht zufrieden mit einer Schule, ritt sie am Sonntagnachmittag zu einer andern Niederlassung und richtete dort ebenfalls eine Schule ein. Einen ganzen Winter hindurch leitete sie beide Schulen, ihr einziges Hilfsmittel dabei war das Testamentchen, das sie besaß.

Im Frühling kehrte ihr Vater auf seinem kleinen Schiff nach Chicago zurück. Unterwegs erhob sich ein schrecklicher Sturm und trieb das Schiff gegen ein rauhes Ufer hin. Die Gefahr stieg auf's höchste, den Schiffern entfiel aller Mut, sie vermochten nichts mehr gegen den Wind. Jetzt baten die rauhen Männer das Mädchen, dessen kindlichen Glauben sie bisher verlacht hatten, sie möchte für sie beten. In aller Einfachheit und in der größten Gemütsruhe flehte sie um Errettung aus der drohenden Gefahr; noch ernster aber betete sie, der Herr möchte doch den Schiffleuten ihre Sünden vergeben und sie bereit machen für den Himmel. Dann stimmte sie das Lied an: „Wir pilgern heimwärts nach Zion, nach unsers Immanuel's Stadt.“

Es war, als ob damit neue Kraft in die müden Arme der Schiffer käme. Die Barke glitt an der gefährlichen Klippe vorbei und bald war wieder besseres Fahrwasser erreicht.

Moody's aggressives Christentum rief natürlich auch immer wieder Feindschaft hervor. Am meisten waren die Katholiken gegen ihn erbittert. Eine katholische Mutter, deren Kinder er zu seiner Schule eingeladen hatte, verfolgte ihn einst mit einem großen Messermesser. Katholische Knaben störten beständig seine Versammlungen und machten die Fenster seines Besaales zur Zielscheibe ihrer Steinwürfe. Moody ertrug dies lange Zeit geduldig; endlich aber war ihm der Spaß doch zu bunt, und er beschloß, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, indem er sich direkt zum Bischof von Chicago verfügte. Er sagte dem Bischof, er suche nur Gutes zu thun und zwar in einem Stadtteil, der von jeder Kirche vernachlässigt werde; es sei eine Schande, daß des Bischofs Kirchenglieder seine Fensterscheiben zertrümmerten.

Der Bischof zeigte sich gerührt von des Mannes Aufrichtigkeit und Eifer und versprach, dem Uebel nach Kräften zu steuern. Durch das Wohlwollen des Kirchenfürsten ward Moody so ermutigt, daß er demselben noch eine weitere Bitte vortrug. Er treffe, so sagte er, auf seinen Besuchen gar oft franke Katholiken und würde gerne mit ihnen beten; allein die sähen ihn so mißtrauisch an, daß er nichts mit ihnen machen könne; würde ihm nun der Bischof eine Empfehlung mitgeben, so könnte er sein Liebeswerk viel ungehindeter betreiben.

„Ich will ihnen die Empfehlung gerne geben,“ antwortete der Bischof; „nur müssen Sie zuerst ein Glied unserer Kirche werden.“

„Aber dann könnte ich ja nicht mehr an den Protestanten arbeiten,“ sagte Moody.

„O gewiß,“ meinte der Bischof, und vielleicht hatte er nicht ganz unrecht; denn die gutmütigen Protestanten lassen sich vieles gefallen.

„Ja glauben Sie denn wirklich, daß ich dann gleichwohl noch zur Gebetsstunde gehen könnte, wo Baptisten, Methodisten und Presbyterianer zusammen kommen?“

„Warum denn nicht?“ sagte der Bischof wohlwollend.

„Dann können also Katholiken und Protestanten miteinander beten?“ versetzte Moody bedeutungsvoll.

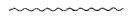
„Ja wohl,“ bestätigte der Hochwürdige.

„Nun, dann wollen wir das gleich zusammen thun,“ sagte Moody und kniete ohne langes Besinnen nieder, der Bischof neben ihm.

„Ehre dem Ehre gebühret,“ dachte Moody und bat: „Herr Bischof, beten Sie zuerst.“

Der hohe Herr betete recht liebenswürdig für seinen Besucher. Dann kam Moody an die Reihe und betete für den Bischof!

Von da an bis zum Tage seines Todes blieb Bischof Duggan Moodys guter Freund; sein Gebet um Moodys Befehung wurde allerdings nie erhört, aber Moodys Bitte um Verschonung seiner Fensterscheiben ging in Erfüllung.



Der Stadtmissionar.

Die große Erweckung, mit welcher in den Jahren 1857 und 58 Nordamerika gesegnet ward, führte zur Gründung des „Christlichen Vereins junger Männer“ in Chicago. Anfänglich gehörten allerdings zu diesem Verein meist Leute reifern Alters, die sich aber zur Aufgabe machten, so lange für die Jungen zu sorgen, bis diese imstande wären, den Verein selbständig zu leiten.

Die allererste und wichtigste Vereinsstunde war eine tägliche Gebetsversammlung zur Mittagszeit, wie eine solche auch in New-York den Grundstock eines ähnlichen Vereines bildete. Den Winter hindurch und auch im Frühling noch war diese Versammlung gut besucht; mit zunehmender Sommerhitze schien aber der Gebetseifer zu erkalten; die Versammlungen wurden immer kleiner, bis das glimmende Docht schließlich ganz auszulöschen drohte.

Moody und seine beiden Freunde Farwell und Jafobs blieben treu; als aber eines Tages alle drei auf Geschäftsreisen abwesend waren, kam niemand zur Bestunde des Christl. Vereins junger Männer als eine alte Frau, eine Schottin, die große Stücke auf das gemeinsame Beten hielt. Als sie lange genug gewartet hatte und niemand erschien, setzte sie ihre Brille auf die Nase, trat zum Rednerpulte vor, schlug die Bibel auf, las und erklärte für sich selbst ein Kapitel und betete dann um eine neue Ausgießung des Heil. Geistes über die Gebetsversammlung und über die ganze Stadt. Zum Schluß sang sie noch einen Psalm, worauf sie den Saal verließ mit dem Gefühl der Genugthu-

ung, daß sie die Bestunde vom Untergang gerettet habe.

Tags darauf erzählte sie den Brüdern, wie gesegnet sie gestern gewesen sei. Diese fühlten sich tief beschämt durch die Treue der alten Frau und fingen an, die Bestunde wieder fleißiger und regelmäßiger zu besuchen; die Zahl der Teilnehmer nahm derart zu, daß die Versammlung bald in ein größeres Lokal verlegt werden mußte.

Moody hatte längst vergessen, warum er eigentlich seinerzeit nach Chicago gekommen war. Er hatte da sein Glück machen und sich ein großes Vermögen erwerben wollen; Gott aber hatte ihm hier ein anderes Ziel vor Augen gestellt; nicht Geld, aber Seelen sollte er gewinnen. Mehrere Jahre hindurch wußte er rastlosen Eifer im Geschäft mit seiner Missionshätigkeit zu vereinigen, und der schöne Verdienst, den er als Kaufmann hatte, mußte ihm die Mittel zur Fortführung seiner Missionsarbeit und zur Wohlthätigkeit liefern. Nach und nach aber reifte in ihm die Ueberzeugung, daß er den kaufmännischen Beruf aufzugeben habe, um ganz der Rettungsarbeit an den Verlorenen zu leben.

Eines Tages teilte er diesen Plan seinem Freunde Jakobs mit: „Ich habe mich entschlossen,“ sagte er, „meine ganze Zeit Gott zu weihen.“

„Das ist schön,“ antwortete sein Freund, „aber wovon willst du in Zukunft leben?“

„Gott wird schon für mich sorgen, wenn Er mich brauchen kann; kann Er mich aber nicht mehr brauchen, so kehre ich wieder zu meinem Geschäft zurück.“

Bald darauf gab Moody seine Stelle auf, begleitet von den besten Wünschen seines Prinzipals, der ihm das Zeugniß tadelloser Auffsührung und Treue geben konnte.

Er hatte sich einige tausend Dollars erspart, wovon er tausend zur vorläufigen Bestreitung seines Unterhalts behielt; das übrige legte er an.

Nun kam er sich als der glücklichste Mann auf Gottes Erdboden vor; konnte er doch jetzt seine ganze Zeit, auch des Werktags, seiner Missionsarbeit widmen und zugleich dem „Christlichen Verein junger Männer“ dienen.

Nicht um sich die Arbeit zu erleichtern, sondern nur um seine Leistungsfähigkeit zu erhöhen, kaufte er sich mit einem Teil seiner Dollars ein Pony. Der Verein hatte ihn nämlich zum Präsidenten seines Besuchskomites gemacht, was ihn nötigte, die Stadt nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, um kranke Mitglieder und neue Ankömmlinge zu besuchen. Dazu fuhr er fort, Sonntagsschüler zu sammeln. Nicht lange, so wurde Moody, der kurze, untersetzte Mann auf seinem „Missionspony“ eine der bekanntesten Erscheinungen in der Stadt, besonders aber „auf dem Sand.“ Dort konnte man ihn an den Sonntagvormittagen von seinen Streifzügen nach der Nord-Markthalle zurückkehren sehen, sein Pferdchen umschwärmt von zerlumpten und schmutzigen Kindergestalten. Kleinere Kinder saßen vor ihm und hinter ihm auf dem Sattel, andere hielten sich am Schwanz des Thieres und wieder andere folgten diesen im Gänsemarsch und so ging es im Triumphzug zur Sonntagsschule, wo der von Christi Liebe getriebene Stadtmissionar die gewonnenen Kinder als ebensoviele Siegestrophäen dem Heiland zu Füßen legte.

Moody's Glaube wurde aber bald genug auf die Probe gestellt. Die tausend Dollars, über die er noch verfügte, waren schneller aufgebraucht, als er sich gedacht hatte. Moody lebte zwar sehr einfach; aber sein Missionswerk

kostete Geld, und er gab, so lange er hatte. Es ging nicht lange, so war der junge Missionar genötigt, Georg Müllers Grundsätze zu befolgen und gestützt auf die Verheißung: „Vertraue auf den Herrn und thue Gutes, so wirst du im Lande wohnen und gewiß gesättigt werden“ (engl. Uebersetzung von Psalm 37,3). — seinen Unterhalt wie Elias direkt von Gott dem Herrn zu erwarten.

Mittlerweile hatte, wie bereits erwähnt, die Mittagsbestunde in ein größeres Lokal verlegt werden müssen. Dorthin verlegte nun auch Moody seinen Wohnsitz, und in Ermangelung eines möblierten Zimmers pflegte er eine Zeitlang auf den Bänken des Versammlungslokals zu schlafen. Seine Speisen waren zwar nicht Heuschrecken und wilder Honig, aber doch Schiffszwieback. Die geringe Kost hinderte ihn aber nicht an der Arbeit. Es fiel ihm auch gar nicht ein, jemand etwas von seiner Not zu sagen; er kollektierte zwar ziemliche Summen für die Armen und für die Bedürfnisse des Vereins, für sich selbst aber niemals einen Pfennig; es dachte auch lange Zeit niemand daran, daß er etwas nötig haben könnte.

Es war dies eine nicht unbedeutende Probe für den Anfänger im Glauben. Folgende Erfahrung, die einer seiner Freunde gerade zu jener Zeit machte, diente ihm aber sehr zur Stärkung des Glaubens.

Ein Herr Field war von Wisconsin nach Chicago gekommen, um hier eine mechanische Erfindung zu verwerten, die er gemacht hatte. Dieser Herr ward ein eifriges Mitglied des Vereins junger Männer und half auch in Moodys Sonntagsschule.

Herr Field litt schon viele Jahre lang an einem bösen Bein. Das Bein war steif und krumm geworden; er

mußte darum an einer Krücke gehen. Er gab sich aber mit solchem Eifer dem Missionswerk hin, daß er sich oft über seine Kräfte anstrengte. Das Bein begann ihn infolge dessen sehr zu schmerzen, und er sah sich genötigt, einen Arzt zu Rate zu ziehen.

Es war an einem Freitagabend, als der Arzt ihn auf den folgenden Montagmorgen bestellte, in der Absicht, eine Operation vorzunehmen. Am Sonntag vorher kam Herr Field ohne Krücke und Stock zur Sonntagsschule. Nach Schluß derselben bat er seine Freunde Moody und Farwell, ihn nach Hause zu begleiten. Dort angekommen, hüpfte er zu ihrer nicht geringen Verwunderung die Treppe hinauf, indem er je eine Stufe übersprang und erzählte dann den staunenden Freunden, was ihm bezogen sei.

„Ihr wißt,“ sagte er zu ihnen, „wie ich lahm gewesen bin, und wie mein Uebel sich in letzter Zeit ganz bedenklich verschlimmert hat. Gestern abend nahm ich vor dem Schlafengehen noch ein Bad und legte mich dann ganz bekümmert zu Bette. Während ich noch schlaflos dalag, mußte ich denken, der Herr könnte mich doch ebensogut heilen wie ein Arzt. Ich erinnerte mich jenes Gichtbrüchigen, den Er einst gesund gemacht hat, und sagte zu mir selbst: „Ich will ihn bitten, mich auf diese Weise zu heilen.“ So legte ich denn meine Angelegenheit völlig in seine Hände und schlief bald darauf ruhig ein. Da träumte mir, ich sei, wie verabredet, zum Arzt gegangen, er habe mir das Bein aufgeschnitten, und nachdem er eine mir unverständliche Operation vorgenommen, die Wunde sogleich wieder geschlossen und zwar so, daß auch keine Narbe zurückgeblieben sei.

„Beim Erwachen fühlte ich sogleich, daß der Schmerz

vergangen sei; mir war so wohl, wie noch nie. Ich betrachtete mein krank gewesenes Glied, und siehe da, es war gerade geworden und genau so lang wie das gesunde, während es sonst kürzer gewesen war. Jetzt sprang ich auf meine Füße und überzeugte mich, daß ich das Bein, ohne jeglichen Schmerz zu fühlen, frei bewegen könne. Nun erst erinnerte ich mich meines Traumes und pries Gott, der offenbar mein Gebet von gestern Abend erhört hat und ein Wunder an mir gethan.“

Dieses auffallende Beispiel von Gottes Macht, zu helfen, war für Moody eine Verheißung, daß der Herr auch ihn nicht vergessen wolle; und wirklich stand es nicht mehr lange an, so erkundigten sich einige Freunde nach seinen Verhältnissen. Als sie hörten, daß er sich mit einer harten Bank begnügen müsse zum Schlafen, sorgten sie ihm alsbald für ein anständiges Unterkommen.

Doch verstand er sich nie dazu, einen festen Gehalt anzunehmen; das würde ihn hindern, meinte er; er wäre dann nicht mehr frei, zu gehen, wohin der Herr ihn berufe.



Auf den Schlachtfeldern.

Die nordamerikanische Union hat ebenso wie die schweizerische Republik ihren Sonderbundskrieg gehabt, doch mit dem Unterschied, daß ihr Bürgerkrieg nicht nur wenige Tage dauerte, sondern 5 Jahre hindurch wütete. Dieser Krieg brach anfangs der 60er Jahre aus, als die 13 Südstaaten den Austritt aus der Union erklärten, weil sie sich durch das Verbot der Ausdehnung der Negerflaverei und die hohen Schutzzölle der Union geschädigt sahen. Um der hohen Schutzzölle willen, die Amerika schon damals gegen Europa einführte, wären nämlich die Südstaaten genötigt, ihren Bedarf an Manufakturwaren anstatt aus Europa, aus den Nordstaaten zu beziehen, von woher sie aber schlechtere und teurere Ware bekamen als aus Europa. Die Südstaaten beschäftigten sich vorzugsweise mit Baumwollbau, wozu sie, wie sie glaubten, nur Negerflaven gebrauchen konnten. Die Nordstaaten aber waren der Sklaverei abgeneigt, teils aus Humanität, teils aber auch, weil sie von der Abschaffung derselben eine Erhöhung der Arbeitslöhne erwarteten. Um ihre Interessen zu retten, erklärten also die Südstaaten den Austritt aus dem vereinigten Staatenbund. Dieser Austritt war aber verfassungswidrig und konnte von der Union ebensowenig gutwillig geduldet werden, als die Eidgenossenschaft den Austritt von 13 Kantonen aus dem Schweizerbund annehmen würde. Präsident Lincoln erklärte also den Südstaaten den Krieg und rief sofort 75,000 Mann unter die Waffen, bald darauf weitere 300,000.

In der Nähe von Chicago wurde ein großes Lager

aufgeschlagen, wo vor allem die herbeiströmenden, für ihr Vaterland begeistertsten jungen Leute notdürftig einegerziert werden mußten; denn Amerika hat kein stehendes Heer, nicht einmal eine geschulte Miliz, wie wir in Schweiz.

So viele junge Leute durften nicht ohne geistliche Pflege gelassen werden. Verwildert der Mensch ohne Gottes Wort schon im Frieden, wie vielmehr verroht er ohne dasselbe im Krieg. Das Comité des Christlichen Vereins junger Männer, dessen Präsident Moody geworden war, erkannte dieses Bedürfnis für die Armee. Vereint mit andern Christen bildeten sie eine „Christliche Kommission,“ und diese war bereits zur Stelle, als die ersten Regimenter von Freiwilligen im Lager Douglaz eintrafen; kaum waren die ersten Zelte aufgerichtet, hielt Moody auch schon die erste Gebetsversammlung mit den Soldaten ab. Alle Ankommenden wurden mit gutem Lesestoff versorgt, und im ganzen Lager fanden an den Sonn- und Wochentagen Feldgottesdienste statt.

So hielt christlicher Eifer mit dem Patriotismus Schritt. Als die Zahl der Soldaten wuchs, erließ Moody und sein Comité einen Aufruf um Hilfe, worauf 150 Geistliche und und Laien sich ihnen zur Verfügung stellten. Jeden Abend konnten nun 8—10 Versammlungen in verschiedenen Lagern abgehalten werden und am Sonntag ein fast den ganzen Tag andauernder Gottesdienst, so daß es jedem Soldaten möglich war, denselben zu besuchen. Moody schien allgegenwärtig geworden zu sein; man traf ihn in allen Teilen des Lagers, wie er von einer Baracke zur andern eilte, Tag und Nacht, Werktags und Sonntags den Leuten nachging und sich um das Heil ihrer Seelen bekümmerte. Er sammelte sogar Geld zur Einrichtung einer provisorischen Ka-

pelle im Lager; eine solche ward mit einem Kostenaufwand von 2300 Dollars erstellt.

Aus dem Lager zogen fortwährend Truppen nach dem Kriegsschauplatz ab, der damals in Kentucky lag. Darunter befanden sich manche, die in den Lagerversammlungen reich gesegnet worden waren. Diese sandten wiederholt Bitten an die Brüder in Chicago, sie möchten doch ihr Evangelisationswerk auch auf den Kriegsschauplatz ausdehnen. Das ward für gut befunden, und Moody reiste als erster Abgeordneter dorthin.

Moody entfaltete seine Wirksamkeit in der Nähe von Fort Donelson, wo eine große Zahl der Unionstruppen lagerte. Am 15. Februar 1862 kam es dort zu einer großen Schlacht. Die Unionstruppen siegten über die Armee der Südstaaten und machten 15,000 Gefangene. Die Eroberung von Fort Donelson wurde aber teuer erkauft; es gab viele Verwundete; Hilfe war dringend nötig. Da war es Moody, der von Chicago her eine ganze Schar von Samaritanen verschrieb, um den Kranken, Verwundeten und Sterbenden beizustehen.

Man fuhr auf einem Dampfer den Strom hinunter zum Kriegsschauplatz. Moody verfehlte nicht, bei dieser Gelegenheit die Rettung der Seelen der Verwundeten und Sterbenden als den ersten Zweck der Liebesarbeit zu betonen. Zuallererst, meinte er, müsse man den Verwundeten daraufhin untersuchen, ob er ein Kind Gottes sei oder nicht. Kenne einer den Heiland noch nicht, so müsse er sofort zu Ihm hingewiesen werden.

Ein etwas mehr rationalistisch gerichtetes Mitglied des Rettungskorps fand jedoch, es sei allererste Pflicht, für die Leiber der Unglücklichen zu sorgen. Zuerst müsse man die

Verwundeten mit der Feldflasche trösteten, dann erst mit dem Evangelium; man solle ihnen eher Lebensmut einzusößen suchen, anstatt sie auf den Tod vorzubereiten.

„Ihr habt beide recht und beide unrecht,“ beschwichtigte ein Dritter, ein Geistlicher seines Zeichens. „Man muß das eine thun und das andere nicht lassen. Sieht man, daß ein Soldat nur leicht verwundet ist und nicht in Gefahr des Todes schwebt, so kann man ja die seel-sorgerliche Arbeit aufschieben; ist aber einer schwer verwundet und dem Tode nahe, so muß man ihm sofort den Weg des Heils erklären; ich würde in diesem Fall die Geschichte des bußfertigen Schwächers zu Hilfe nehmen.“

„So,“ rief der Rationalist entrüstet aus, „einem sterbenden Helden, der für das Vaterland das Leben eingesetzt hat, soll man die Geschichte des Schwächers, eines Räubers erzählen? Das wäre mir ein schönes Kompliment!“

Rauschender Beifall folgte dieser scheinbar so berechtigten Antwort. Glaubte doch damals, wie übrigens in allen Kriegen, beinahe jedermann, ein Soldat, der im Dienst des Vaterlands falle, gehe ohne weiteres in den Himmel ein — eine Meinung, die sich allenfalls aus dem Koran, aber nicht aus der Bibel begründen läßt; und die Erfahrung, welche unsere Samariter damals mit Tausenden sterbender Soldaten machten, bewies deutlich genug, daß Moody doch recht hatte; es zeigte sich zur Genüge, daß auch ein Soldat nicht anders als durch Christi Blut von Sünden rein gewaschen werden kann, und daß niemand durch das Vergießen seines eigenen Blutes erlöst wird.

Da blieb aber oft nur gar wenig Gnadenzeit übrig für so einen sterbenden Soldaten. In solchem Fall flehten die Brüder zum Herrn, daß er sein Werk beschleunigen

möchte, und sie durften von der Erhörung solcher Gebete manche liebliche Erfahrung machen. Bitten und Empfangen war damals an der Tagesordnung. Davon ein Beispiel.

Eine Abteilung der Samariter befand sich während einer Nacht auf einem Schlachtfeld, um eine große Zahl Verwundeter zu bergen. Die Armee hatte sich rasch zurückgezogen und diese armen unglücklichen Kameraden ganz sich selbst überlassen. Die Samariter holten Wasser herbei von einem entfernten Teich und suchten die Tornister der Toten nach Nahrungsmitteln ab. Da sie nichts Nennenswertes fanden und in weitem Umkreis nirgends etwas zu bekommen war, gerieten sie in große Verlegenheit.

„Unsere Verwundeten sterben uns bis zum Morgen, wenn wir ihnen keine Stärkung bieten können,“ sagte einer zum andern; „was sollen wir thun?“

„Laßt uns beten!“ rief ein dritter.

„Gesagt gethan. Unter Toten und Verwundeten knieten die Leute nieder und riefen zu Gott um Brot, obgleich sie sich nicht denken konnten, woher es kommen sollte. Aber als der Morgen noch kaum dämmerte, hörten sie einen Wagen sich nähern; und siehe da, nicht lange darauf tauchte aus dem Nebel ein Bauernwagen auf — ein großer Wagen voll Brot.

Voll Verwunderung fragten sie den Fuhrmann: „Woher kommst du, wer hat dich geschickt?“

„Gestern Abend, bevor ich zu Bette ging,“ antwortete der Bauer, „vernahm ich, daß die Armee den Rückzug angetreten hätte. Da kamen mir die Unglücklichen in den Sinn, die in einem solchen Fall immer zurückbleiben müssen. Der Gedanke an sie ließ mir keine Ruhe; schlafen konnte

ich nicht. Endlich weckte ich mein Weib und teilte ihr meinen Kummer mit. Es war nur wenig Brot im Haus, sie machte sich aber sofort ans Backen. Während sie damit beschäftigt war, fuhr ich mit meinem Wagen im Dorf herum, klopfte die Nachbarn aus dem Schlaf und ruhte nicht, bis ich alles Brot aus den Häusern zusammengebetelt hatte. Dann legte mir meine Frau noch ihr Gebäck auf; der Wagen ward voll, und ich fuhr dem Schlachtfeld zu; es war mir, als sende mich der liebe Gott selbst dahin.“

Es ist eigentlich nicht zu verwundern, daß Leute, welche mehrere Jahre hindurch solche Erfahrungen machen durften, gelernt haben, sich auf die Verheißungen Gottes zu werfen. Not lehrt beten und lehrte es auf dem Schlachtfeld mit der größten Einfachheit und Bestimmtheit thun.

Mittlerweile wurde in Chicago Moodys Werk fortgesetzt; insbesondere die tägliche Betstunde zur Mittagszeit ward während des Krieges hochgeschätzt. Moody kehrte öfters für einige Tage nach Chicago zurück und erzählte von den gemachten Erfahrungen. Dadurch wurde natürlich die Betstunde sehr interessant, und viele kamen auch dorthin, um sich nach ihren auf dem Kriegsschauplatze weilenden Gatten, Söhnen und Brüdern zu erkundigen.

Bald wurde die Betstunde von Chicago im ganzen Land herum bekannt, und es liefen von allen Seiten Gesuche um Fürbitten ein, denen nicht selten bald darauf die frohe Dankfagung folgte für Erhörung des Gebets. Solche Dankfagungen waren dann gewöhnlich auch mit Gaben begleitet für das Werk des Herrn, insbesondere für die Liebesarbeit unter der Armee.

Kapitel 8.

Eine lebendige Gemeinde.

Moodys so reich gesegnete Arbeit unter der Armee, welche dazu diente, ihn in weitem Kreisen bekannt zu machen, konnte der Natur der Sache nach nur vorübergehend sein. Seine Hauptarbeit war und blieb das Evangelisationswerk in Chicago. Dieses Werk litt keineswegs unter dem Krieg; die Sonntagschule nahm im Gegentheil während der beiden ersten Kriegsjahre derart zu, daß der bisherige Raum in der Nordmarkthalle zu enge ward. Moody machte sich daher ans Kollektieren, und im Jahre 1863 konnte in der Illinoisstraße eine geeignete Kapelle mit Turm errichtet werden, zum Preise von 20,000 Dollars.

Die Schule zählte nun an die tausend Schüler; ihre Früchte fingen an zu reifen: es hatten sich bereits etwa 300 Personen, Schüler und Eltern für den Herrn entschieden. Offenbar sammelte sich der Herr ein Volk in dem einst so verwahrlosten Quartier; Moody sah immer deutlicher, daß die Geretteten zu einer Gemeinde organisiert werden sollten. Anfänglich hatte er seine Befehrten veranlaßt, sich einer der bestehenden Gemeinden anzuschließen, sofern dieselben gläubige Prediger hatten. Aber es zeigte sich bald, daß die Leute doch lieber da blieben, wo sie den Herrn gefunden hatten. Hier hatte man sich ihrer angenommen, als sie noch ohne Gott dahinlebten in tiefer Armut und Unwissenheit; hier fühlten sie sich auch zu Hause unter Ihresgleichen, während die andern Gemeinden der Stadt sich meistens aus Leuten besserer Stände zusammensetzten, die leider oft genug mit einer gewissen Geringschätzung auf die Zöllner und Sünder heruntersahen.

Vor dem Krieg waren die Geistlichen der Stadt Moody und seinem Missionswerk ziemlich kühl und mißtrauisch gegenübergestanden; im Kriege aber, wo manche von ihnen unter Verwundeten und Sterbenden mit ihm zusammen arbeiteten, lernten sie ihn schätzen und lieben. Es entwickelte sich bald ein freundliches Verhältnis, wobei Moody sich als gelehriger Schüler seiner gelehrtern Kollegen zeigte. Durch seinen Erfolg, den er als unstudierter Mann gehabt, ließ er sich niemals zur hochmüthigen Geringschätzung der studierten Leute verleiten, sondern war dankbar, wenn solche ihm mit Rat und That zur Seite standen. Als er sich daher genötigt sah, an die Organisation der Gemeinde zu gehen, lud er vorerst alle ihm bekannten Geistlichen der Stadt zu einer Konferenz in seiner Kapelle ein, um mit ihnen diese wichtige Frage zu besprechen.

Es fanden sich zu dieser Konferenz denn auch wirklich die Vertreter der verschiedenen evangelischen Kirchen ein, hochkirchliche Pfarrer, Methodistenprediger, Baptisten, Presbyterianer und Congregationalisten. Zuerst betete man miteinander, dann trat Moody auf und entwarf ein lebhaftes Bild von seiner Mission und ihrem Erfolg. Er gestand offen, wie es ihm nicht habe gelingen wollen, die ihm anvertrauten Seelen zum Anschluß an andere Gemeinden zu bewegen und wie ihm darum nichts anderes übrig bleibe, als Bildung einer eigenen Gemeinde, deren Pfarrer er wohl oder übel werden müsse. Er wünsche nun, eine geordnete Gemeinde von Gläubigen zu bilden, welche sich an die Ordnungen des Evangeliums halte und das Werk des Herrn weiter treibe.

Während er nun genauer erklärte, wie er sich denke,

daß die Gemeinde geordnet werden sollte, wurde es einigen der anwesenden Herren bald klar, daß hier ihre Kirche nicht in Betracht kommen könne. Vor allem fühlte sich der hochkirchliche Pfarrer der Episkopalkirche, Dr. A. A., veranlaßt, zu bemerken, daß er selbstverständlich eine derartige Gemeinde, die sich keinem Bischof unterstellen würde, nicht anerkennen könne, obschon er ihr sonst alles Gute wünsche. Er nahm also seinen Hut und ging. Ihm folgte bald darauf ein anderer Doktor der Theologie, ein Pfarrer der Presbyterianer, weil er natürlich sich nicht an der Gründung einer Gemeinde beteiligen könne, die nicht die Ordnung seiner Kirche annehme. Auch dem anwesenden Methodistenprediger, der sonst Moodys guter Freund und Mitarbeiter war, that es leid, daß dessen eifrige Gemeinde nicht zu einer Methodistenkirche könne gemacht werden, da doch Kläßversammlungen, Liebesfeste, Vierteljahrs- und Lagerversammlungen dem Gedeihen derselben nur nützlich sein würden. Aber Moody konnte sich nicht entschließen zum Eintritt in eine „Konferenz“; auch sagte ihm das Reisesystem nicht zu; er wollte ja bei seiner Gemeinde bleiben und wünschte nicht, nach drei Jahren versetzt zu werden, obschon er sonst das Reisen gar nicht scheute. Zudem stimmte Moodys calvinistisches Glaubensbekenntnis nicht ganz mit dem methodistischen überein; er hätte in diesem Punkte eher zu den Baptisten gepaßt, allein dafür legte er dann dem Wasser nicht genug Bedeutung bei.

Es blieb ihm also schließlich nichts mehr übrig, als die einfache, biblische Kirchenordnung der Congregationalisten zu acceptieren, die ja schon von Boston her die seinige war und auch am besten für seine einfachen Leute paßte. Nach dieser Kirchenordnung besteht eine Kirche aus einer

Versammlung geretteter Sünder, deren einziges Haupt Jesus Christus ist.

Die Gemeinde wurde nun in der Weise gebildet, daß, wer derselben beitreten wollte, über seinen Glaubensstand geprüft wurde und nach bestandener Prüfung die Taufe erhielt, worauf eine gemeinsame Feier des Heiligen Abendmahls folgte. Da Moody auch in der Folge niemals eine menschliche Ordination empfangen hat, und die Gemeinde ganz frei geblieben ist, wird weder er, noch die Gemeinde offiziell zum Verband der Congregationalistenkirche gerechnet. Die Taufen werden gewöhnlich durch einen benachbarten Pfarrer dieser Kirche vollzogen, das Abendmahl teilt Moody selbst aus. Seine Gemeinde aber ist zu einer der blühendsten und nützlichsten der ganzen Stadt geworden und zählt etwa 450 Mitglieder.

Moody wurde immer häufiger nach auswärts berufen zur Mitwirkung bei Versammlungen und Predigtwochen; er ließ sich aber dadurch nicht von der Sorge für seine eigene Gemeinde abziehen, mit der es denn auch nicht rückwärts, sondern lebhaft vorwärts ging. Er verstand es ausgezeichnet, die Gemeinde immer in reger Thätigkeit zu erhalten; jedes Mitglied hatte etwas zu thun. Man behauptet, die Glocke auf seiner ersten Kirche — das Geschenk eines New-Yorker Freundes — habe jeden Abend das ganze Jahr hindurch zu irgend einer Versammlung zusammengeläutet. Es wurden nicht nur die überall üblichen Gottesdienste gehalten, sondern da fand an einem Abend eine Männerversammlung, am andern ein Jünglingsverein, am dritten eine Knabenversammlung statt; an einem andern Abend kamen die Mütter zusammen, dann wieder die Töchter; man hielt Bibelstunden, Evangelisationsversammlungen, Dankgottes-

dienste und Erfahrungsstunden ab, und alle diese Versammlungen trugen ihren besonderen Charakter. Zuweilen fanden in verschiedenen Teilen der Kapelle und in Privathäusern zu gleicher Zeit drei bis vier Versammlungen statt. Moody pflegte überall dabei zu sein; er teilte den Tag oder den Abend darnach ein und brachte es so dazu, daß die verschiedenen Sektionen zusammenwirkten.

Der unermüdete Mann wurde etwa auch einmal von Müdigkeit gepackt; aber es gelang ihm immer wieder, derselben Herr zu werden und zwar in aller kürzester Zeit. Sein alter Freund, Oberst Hammond, weiß davon ein Mütterchen zu berichten. Er erzählt:

„Moody kam einmal nach einem seiner Sonntagmorgengottesdienste zu mir. Ganz erschöpft warf er sich in einen Lehnstuhl und brach in folgende Worte aus:

„Ich bin gänzlich abgenutzt, kann nicht denken, noch reden, kann gar nichts thun. Sie müssen heute Abend für mich predigen; ich weiß absolut nichts mehr.“

„Da ich wußte, daß Moody nie Hilfe verlangte, außer wenn er sie wirklich brauchte, so versprach ich ihm, den Gottesdienst zu übernehmen. Zur bestimmten Stunde begab ich mich nach der Kapelle an der Illinoisstraße und fand das Haus ganz angefüllt. Als ich aber beginnen wollte, ging die Thür auf, und herein trat, oder eher sprang, unser Moody, gefolgt von einem ganzen Zug junger Leute, die er in den Wirtschaften und an den Straßenecken zusammengelesen hatte.

„Mit einem Sprung war er auf der Plattform, (welche in den englischen Kapellen die Kanzel ersetzt), nahm das Gesangbuch und fing an. Ich aber hatte von Anfang bis zu Ende nichts zu thun, als hübsch auf der Seite zu bleiben.

„Ich erfuhr nachher, daß er nach seinem Besuch bei mir eine oder zwei Stunden der Ruhe gepflegt hatte. Da er sich um den Abendgottesdienst nicht zu kümmern hatte, so machte er sich nach dieser kurzen Pause auf den Weg, um nach seiner frühern Gewohnheit verlorne Schafe zu suchen. Dabei hatte er diesmal einen ganz ungewöhnlichen Erfolg. Auf dem Wege zur Kapelle, wohin er die jungen Leute bringen wollte, wurde ihm ein Wort geschenkt und daraus wurde eine der aller eindrucksvollsten Predigten, die ich je von ihm gehört habe.“

Moody zierte seine Predigtlokale gerne mit Bibelsprüchen; die Mauern seiner Kapelle waren sozusagen mit solchen tapeziert; über der Kanzel aber ließ er aus durchlöcherten Gasröhren die Worte zusammensetzen: „Gott ist Liebe,“ so daß diese große Wahrheit bei den Abendgottesdiensten in Flammenschrift vor den Augen der Zuhörer stand.

Eines Sonntag Abends ging ein armer, verlornen Sohn an der Kapelle vorbei. Da die Vorthüre offen stand, trat er ins Vestibule, um sich da ein wenig zu wärmen. Auch die innere Thüre war nur angelehnt, und der Fremdling, den es wunderte, wie's wohl in einem Gotteshaus aussehen möge, guckte versthohlen durch den Spalt. Sein Blick fiel zuallererst auf das sonderbare Licht über der Kanzel; er fing an zu buchstabieren: „Gott ist die Liebe.“ Dieses Wort brannte ihm in die Seele hinein. Er wollte sich von dem Eindruck los machen, aber er konnte nicht; die Flammenschrift, oder viel mehr die Liebe Gottes, hatte es ihm angethan. Er trat ein und setzte sich neben die Thür. Dort fand ihn Moody nach dem Gottesdienst wie festgebannt. Er hatte eine Unterredung mit ihm, und das Ende war,

daß der Mann sich bekehrte und ein nützlichtes Glied der Gemeinde ward.

Eine Anzahl junger Leute aus der Gemeinde haben sich zu einer „Bande“ vereinigt, die es sich zur Aufgabe macht, jeden Sonntag in den Straßen von Chicago Einladungskarten zu den Gottesdiensten in der Kapelle Moodys zu verteilen. Das sind zum guten Teil solche, die einst als ganz verwilderte Jungens in die Sonntagsschule kamen. Manche von jenen verwahrlosten Kindern sind zu achtbaren und nützlichten Menschen herangebildet worden. Sie kennen ihre Bibel und Lehren jetzt selbst in der Sonntagsschule und in Versammlungen.

Moody hat acht bis zehn Aelteste in der Gemeinde, die imstande sind, in seiner Abwesenheit für ihn zu predigen, was sie auch abwechselnd thun, es sei denn, daß ein Gastprediger kommt. Bekanntlich ist ja, Moody Monate und halbe Jahre lang abwesend, um Erweckungsversammlungen abzuhalten in den verschiedenen Staaten Amerikas oder in England. Gleichwohl bleibt er auch dann in der innigsten Verbindung mit seinen Leuten daheim. Seine Wünsche werden aufs pünktlichste befolgt. Seine Instruktionen an die Sonntagsschullehrer sind für dieselben ein unvergeßliches Vermächtnis. Seine Methode wird genau befolgt, sogar da, wo sie fehlerhaft ist. Die Leute hängen eben mit großer Liebe an dem Mann, der sie nicht verachtet hat, als sie noch im ärgsten Schmutz der Sünde lagen. Wird bekannt gemacht, daß ein Brief von Moody verlesen werden soll, so ist die Sonntagsschule immer gedrängt voll. Und die Lehrer sind dankbar, wenn er nur wieder für ein paar Wochen bei ihnen ist; sie sagen, da werde allemal die Uhr aufgezoogen, daß sie eine lange Zeit wieder allein laufen könne.

Die Gemeinde setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen. Zum größten Teil besteht sie freilich aus Leuten der ärmern Klasse. Doch schämen sich auch Reiche und Gebildete nicht, ihr anzugehören; besonders unter den Mitarbeitern finden sich letztere. Viele Engländer und Schotten sind darunter; aber auch andere Nationalitäten sind vertreten, wie das in Amerika begreiflich ist. So ist die Gemeinde, wie ihr Hirte, allianzfreundlich, weitherzig und frei.

~~~~~  
Kapitel 9.

**Zwei Vereinshäuser.**

Der „Christliche Verein junger Männer“ in Chicago, dem Moody schon zu Gewatter gestanden war, hatte sich mit den Jahren stark vergrößert. Seine bisherigen gemieteten Lokalitäten waren zu klein geworden; es machte sich das Bedürfnis geltend nach einem Vereinshaus, in dem sich die jungen Leute zu Hause fühlen sollten und das den verschiedenen Sektionen Raum genug bieten würde.

Man betete, machte Pläne, die aber alle immer wieder an der Klippe des Geldmangels scheiterten, bis endlich jemand den Vorschlag machte, der Verein solle Hrn. Moody zu seinem Präsidenten erwählen, so werde er schon zu einem Vereinshaus kommen. Wußte man doch, daß Moody vor nicht langer Zeit es zum Bau einer Kirche gebracht hatte, und daß er alles, was er einmal angreift, auch mit großer Energie zu Ende zu führen pflegte.

Der Vorschlag stieß aber trotzdem im Schoße des Vereins auf entschiedenen Widerstand. Die christlichen Vereine junger Männer waren nämlich bereits die bedeutendste christl. Gesellschaft im ganzen Nordwesten Amerikas geworden, und an ihrer Spitze marschierte eben der Chicagoer Verein. Derselbe zählte zu seinen Mitgliedern manch gebildeten, angesehenen und einflußreichen Mann, dessen Namen dem Verein mehr Sympathien zu erwerben versprach, als derjenige des ungebildeten Stadtmissonars. Trotzdem ging Moodys Kandidatur bei den nächsten Neuwahlen, wenn auch nur mit geringer Mehrheit, durch.

Es war im Jahre 1865 als der neue Präsident die Zügel übernahm. Nicht lange, so trat er mit einem fertigen Plan vor das Baucomite, dessen Präsident sein Sonntagschulleiter, Hr. Fairwell, war. Moody schlug die Bildung einer Aktiengesellschaft vor. Das Kapital sollte Dollars 101,000 betragen; den Aktionären wurden sechs Prozent garantiert — in Amerika nicht zu viel. Die Verzinsung sollte aufgebracht werden durch Vermietung solcher Räumlichkeiten des Vereinshauses, die für Vereinszwecke nicht nötig waren. Der Ueberschuß der Mietzins über die zur Verzinsung notwendige Summe aber sollte zum Rückkauf der Aktien durch den Verein dienen, so daß derselbe schuldenfreier Besitzer des Gebäudes würde.

Der Plan wurde gutgeheißen, und Moody fand das nötige Kapital. Ende September 1867 konnte das Vereinshaus eingeweiht werden. Es enthielt eine große Halle mit 3000 Sitzplätzen; für die Mittagsbestunde aber wurde ein besonderer Saal eingerichtet, der 1000 Personen faßte; — so groß war jetzt die Beteiligung an dieser Versammlung geworden, zu welcher einst nur jene alte Schottin gekom-

men war! Das Gebäude umfaßte ferner eine Bibliothek samt Lesezimmer, ein Traktatbureau, ein Unterstützungs- und ein Stellenvermittlungsbureau. Ferner Privatwohnungen für die Angestellten und den Abwart und endlich mehrere Geschäftslokale, zur Vermietung bestimmt.

Die Einweihung vereinigte in dem neuerbauten Hause eine der größten Versammlungen, die Chicago je gesehen hatte. Die geräumige Plattform war mit Geistlichen von allen verschiedenen Kirchen der Stadt und ihrer Nachbarschaft angefüllt.

In seiner Eröffnungsrede sagte der Präsident: „Chicago zeichnet sich vor allen andern Städten aus durch sein rasches Aufblühen; seine Einwohnerschaft, sein Reichthum und sein Handel sind in beständiger Zunahme begriffen. Vielleicht ist aber doch keine Unternehmung in hiesiger Stadt so rasch gewachsen, wie unser Verein. Während der letzten Wochen, als unser Gebäude der Vollendung entgegen ging, hat mir mehr als einer die brüderliche Ermahnung gegeben: Werdet nur nicht stolz! Das ist ein guter Rat. Laß uns darum noch mehr als bisher dem Herrn alle Ehre geben, dem wir unsern Erfolg verdanken.“

„Vor wenigen Jahren noch stand dieser Verein nahezu auf dem Aussterbeetat. Man meinte damals, wenn man nur einen Saal eröffne und die Vereinsstunden anzeige, so würden die Sünder sich schon von selbst herzumachen, um gerettet zu werden. Man ist aber zur Einsicht gekommen, daß, wenn Verlorene gerettet werden sollen, man sie in ihren Winkeln aufsuchen muß, wo sie sich versteckt halten vor dem Lichte Jesu Christi und seinem Evangelium. Wir fingen an, hinauszugehen auf die Straßen und Gassen der Stadt und einzuladen, wen wir fanden. Das hat uns der Herr

befohlen, und weil wir ihm gehorcht haben, so hat er uns diese Halle erbaut.

„Jetzt gilt's aber nicht auf den Lorbeeren zu ruhen. Wer will sagen, wir haben jetzt die äußerste Grenze unserer Anstrengungen erreicht? Nein, jetzt müssen wir erst recht anfangen! Scharen wir uns ums Kreuz und suchen wir die ganze Stadt für Christum zu gewinnen! Wenn ich die Tausende von jungen Männern unbekümmert dem Tod entgegen gehen sehe, so kann ich nicht anders, ich muß Jesu zu Füßen fallen und ihn anflehen, daß Er sie rette.“

„Die bisher erfahrenen Gebetserhörungen und der große Segen, den Er auf unser Werk gelegt, sind mir eine Bürgschaft, daß noch ein mächtiger Einfluß von uns ausgehen soll über alle Staaten der Union, ja bis hinüber über den Ozean.“

Moody hat diese letztern Worte mit prophetischem Blick gesprochen. In ganz Nordamerika sind jetzt ähnliche Vereine und Vereinshäuser entstanden, wie damals in Chicago, und Moody selbst ist das Werkzeug geworden zu einer Evangelisation nicht nur in Amerika, sondern bis nach Europa hinüber, die ihresgleichen in der Kirchengeschichte schwerlich hat.

Auf den Vereinspräsidenten folgte bei der Einweihung als zweiter Redner der Präsident des Baukomites, Herr Farwell.

„Vor 25 Jahren,“ begann er, „sah man durch die schmutzigen Straßen von Chicago täglich einige Wasserfässer fahren, aus welchen in Ermanglung anderer Brunnen die Leute das Seewasser in Empfang nahmen. Einige Zeit nachher fing man an, das Wasser eines Teiches mittelst hölzerner Röhren in die Stadt zu leiten. Als die Stadt

sich vergrößerte, planten einige unternehmende Kapitalisten die Erstellung eines großen Wasserbehälters, der die ganze Stadt mit dem Maß versorgen sollte. Der Platz, auf welchem heute unser Vereinshaus steht, war von der Wasserversorgungsgesellschaft bereits für diesen Zweck angekauft worden, als die Stadtverwaltung beschloß, das gemeinnützige Werk selbst an die Hand zu nehmen und in jedem Quartier einen Wasserbehälter zu erstellen. Alles Wasser mußte dem See entnommen werden, und zwar wurde es damals noch unmittelbar am Ufer gefaßt, wo es doch immer mehr oder weniger unrein ist. Endlich aber legte man den jetzt bestehenden Tunnel an, vermittelst dessen das Wasser aus der Tiefe des Sees gewonnen wird, aus einer uner-schöpflichen Brunnstube.

„Haben wir nun unser Vereinshaus an den Platz gestellt, wohin ursprünglich der zentrale Wasserbehälter der Stadt hätte kommen sollen, so soll nun dieser Ort auch zu einem Zentrum des geistlichen Lebens werden, von dem jenes Wasser ausgeht, das, wenn jemand davon trinkt, ihn nicht mehr dürsten läßt. Und dieses Wasser wollen wir denn auch nicht von den engbegrenzten Ufern irgend einer Kirche oder Gemeinschaft, sondern aus dem Herzen Christi selbst, aus den Tiefen der Gottheit schöpfen; nur dann kann die Segensflut sich über die ganze große Stadt verbreiten!“

Nach dieser Rede legte Hr. Farwell die Rechnung ab. Es zeigte sich, daß das Gebäude samt Grundstück auf 199,000 Dollars gekommen war, also auf 1 Million Franken. Davon waren 135,000 Dollars in Aktien gezeichnet worden, weitere 50,000 Dollars mußten als Hypothek aufgenommen werden, und dann blieben immer noch 14,000 Dollars

zu bezahlen übrig. Herr Farwell schlug vor, man möge zur Aufbringung der letztern Summe sofort eine Subskriptionsliste in der Versammlung zirkulieren lassen. An Mietzinsen sollte das Gebäude jährlich 32,000 Dollars abwerfen, die Auslagen für dasselbe samt Zinsen für das Kapital wurden jährlich auf 17,000 Dollars veranschlagt, so daß dem Verein immerhin ein jährlicher Ueberschuß von 15,000 Dollars bleiben würde, den er zur Schuldentilgung verwenden werde. Man sieht hieraus, daß auch in dem reichen und freigebigen Amerika die Vereinshäuser nicht immer schuldenfrei erbaut werden können, und obgleich Moody, wie wir gesehen haben, ganz „im Glauben lebte,“ meinte er doch, man dürfe ein solches Haus nicht bauen, außer es werde alles dazu geschenkt. Einer der Redner führte mit Recht Missionar Careys Wort an:

„Unternehmet Großes für Gott und erwartet Großes von Gott!“

Das Gebäude war nun da, aber es hatte noch keinen Namen. Da stand Moody gegen das Ende der Einweihungsfeier auf und sagte: „Wir sind durch eine erste Zeichnung von 30,000 Dollars durch unsern Präsidenten der Baukommission in den Stand gesetzt worden, den Bauplatz anzukaufen und den Bau zu unternehmen. Ich mache deshalb den Vorschlag, daß wir diesem Gebäude den Namen „Farwellhalle“ geben. Wer damit einverstanden ist, sage Ja!“

Der Vorschlag wurde unter allgemeinem Beifall angenommen, worauf Moody noch einmal die fehlende Summe von 14,000 Doll. in Erinnerung brachte. Die Zeichnungsliste bewies nachher, daß seine Bitte keine tauben Ohren gefunden hatte.



Das schöne Vereinshaus, das mit so großem Kostenaufwand erstellt worden war und auf welches man so große Hoffnungen setzte, sollte aber leider nicht von langer Dauer sein. Im September 1867 eingeweiht, wurde es schon im Januar 1868 ein Raub der Flammen. Das bedeutete einen schweren Verlust, denn das Gebäude war nur zum Teil versichert.

Aber während die Trümmer noch rauchten, wurde schon eine neue Subskription eröffnet. Ein neues Gebäude erstand auf den alten Fundamenten, noch geräumiger und besser eingerichtet, als das erste. Es steuerten dazu auch solche Leute ganz beträchtliche Summen bei, die sich sonst um Religion gar nicht kümmerten, die aber Moodys Eifer und Glaubensmut bewunderten.

Unter den alten Bürgern Chicagos befanden sich zwei sehr begüterte Herren dieser Sorte, mit denen Moody in bestem Einvernehmen stand. Der eine war ein früherer Bürgermeister, der andere dessen alter Freund. Der erstere kehrte eines Tages von einer langen Reise in Europa nach Chicago zurück und hatte dabei das Unglück, daß sein Wagen umfiel, und er an einen Abweisstein geschleudert wurde. Nicht unerheblich verletzt, wurde er aufgehoben und ins nächste Hotel gebracht, wo Moody ihn sofort besuchte. Er setzte sich neben das Bett des alten Herrn und sagte zu ihm: „Ich habe letzter Tage vernommen, daß Ihr alter Freund J. sich zu Gott bekehrt habe, und da dachte ich gleich, nun sei auch Hoffnung für Sie, lieber Herr W. Ich ließ deshalb in der Mittagsbetstunde für Sie beten, und sehen Sie, der Herr hat unsere Gebete erhört, indem er Ihren Wagen umgeworfen und Ihnen das Bein zerschlagen hat. Nun haben Sie Mühe für Ihre Seele zu sorgen.“

„Das ist möglich,“ sagte der Verwundete nachdenklich.

Da der Arzt erschien, konnte Moody das Gespräch nicht weiter fortsetzen, kam aber bald darauf wieder, um mit dem Kranken zu beten. Als er geendigt, brach der alte Herr in Thränen aus und sprach mit gebrochener Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Moody! Man hat zwar schon oft für mich gebetet, man hat mich auch schon oft angebetet, aber Sie sind der erste, der mit mir gebetet hat.“

Einige Tage später sprach Moody wieder bei ihm vor. Inzwischen war die Farwellhalle niedergebrannt und Moody ersuchte den Alt-Bürgermeister, ihm eine Anzahl Aktien für die neue Halle zu zeichnen.

„Das ist eine geschäftliche Angelegenheit,“ sagte Herr W. Wenn mein Verwalter damit einverstanden ist, will ich Aktien übernehmen. Aber hier ist etwas für Sie, Hr. Moody.“ Mit diesen Worten zog er eine Geldanweisung für eine bedeutende Summe hervor. Moody wollte das Geschenk nicht annehmen, er bedürfe nichts, versicherte er; aber der freundliche Herr nötigte ihn.

„Seitdem ich hier krank darniederliege,“ sagte er, „sind eine Menge Kollekteure zu mir gekommen, um mir Geld abzubetteln. Sie, Herr Moody, haben mich immer nur in seelsorgerlicher Absicht besucht. Nun erhalten Sie hier, was ich den andern nicht geben konnte. Nehmen Sie dieses Geld und brauchen Sie's für sich selbst und Ihre Familie.“

Trotz aller Mühe, die sich Moody für den Verein junger Männer gab, konnte es nicht fehlen, daß seine Methode auch Unzufriedene schuf. Es gab unter den Mit-

gliedern religiös gleichgiltige Leute, die dem Verein wegen seiner gemeinnützigen Einrichtungen und der Unterhaltung, die man da fand, beigetreten waren. Die Bestunden und sonstigen religiösen Versammlungen waren ihnen ein Dorn im Auge, und die puritanischen, oder, wie man bei uns sagen würde, pietistischen Grundsätze des Vereins erregten ihren Widerwillen. Diese Leute suchten dann hie und da einen vergnügten Abend nach ihrem Sinne zu haben. So mieteten sie eines Tages die Halle für eine gesellige Vereinigung, die mit einem Tanze endigen sollte. Schon waren sie damit beschäftigt, Tische und Bänke zur Seite zu stellen, um den Füßen der Tänzer Raum zu schaffen; da erschien Moody, nicht wenig erstaunt über die Frechheit, die einen dem Dienste des Herrn geweihten Saal in ein Tanzlokal verwandeln wollte. Er protestierte lebhaft gegen dieses Beginnen, und als er sah, daß sie trotzdem entschlossen waren, ihren Vorsatz auszuführen, drehte er einfach das Gas ab. Nun konnten sie sehen, wie sie den Weg aus der ägyptischen Finsternis hinaus auf die Straße fanden.

Ueber eine derartige Behandlung höchst aufgebracht, beschloßen die Gegner, einen eigenen Verein zu gründen, der ihnen größere Freiheiten bieten würde. Den willkommenen Anlaß dazu gab ihnen die oben erwähnte Zerstörung des Vereinshauses durchs Feuer. Unter Anführung eines freisinnigen Geistlichen brachten sie es wirklich bald nach dem Brande zu einer solchen Gründung, deren Zweck es sein sollte, junge Leute durch unschuldige Vergnügungen vom Wirthshaus abzuhalten, ohne sie jedoch mit Beten und Psalmen singen zu belästigen; dafür wollten sie Literatur und Kunststudien pflegen. Sie nannten sich trotzdem „Christlicher Verein.“ In der That blühte dieser Verein, so lange die

neue Farwellhalle noch nicht fertig war. Kaum aber war das pietistische Vereinshaus aus seinen Trümmern wieder erstanden, so schmolz der „Christl. Verein“ ganz bedenklich zusammen, und es ging nicht lange, so fand eine Versteigerung statt, bei welcher auch das letzte Dominospiel unter den Hammer kam, nur damit die Schulden des liberalen Vereins bezahlt werden konnten. An die Stelle des Vereins aber trat eine nützliche Schule, und so hatte die Opposition gegen den unter Moodys Leitung stehenden Verein junger Männer gründlich Fiasko gemacht.

Moody setzte nach wie vor seine ganze Kraft zur Rettung der Seelen ein; mit bloßer Unterhaltung der jungen Leute begnügte er sich nicht. Eine gute Gelegenheit, Seelen zu gewinnen, boten ihm die Mittagsbestunden. Um 11 Uhr pflegte er in das Vereinshaus zu kommen. Dreiviertel Stunden brachte er dort regelmäßig in einem kleinen Zimmer im Privatgebete zu, um dann ein viertel vor 12 Uhr sich vor der Thüre der Halle aufzustellen und die Passanten einzuladen, an der Gebetsversammlung teilzunehmen. Da konnte er zum Beispiel irgend einem Vorübergehenden die Hand auf die Schulter legen und ihn fragen: „Sind Sie ein Christ?“ oder „Gehören Sie dem Herrn Jesu an?“ Wurde die Frage bejaht, so schickte er den Mann in die Gebetsversammlung hinauf; wurde sie verneint, so gab das Anlaß zu einer kurzen Unterredung, die nicht selten mit demselben Resultate endigte, wie die folgende:

„Du solltest nicht so zudringlich sein,“ sagte eines Tages einer seiner Freunde zu dem kühnen Menschenfischer. „Du bist nur mit genauer Not einer Tracht Prügel entgangen, die dir ein Mann zgedacht hatte, den du leztthin auf der Straße fragtest, ob er ein Christ sei oder nicht. Er sagte

mir, er hätte dir eine Ohrfeige gegeben, wenn er nicht gewußt hätte, daß du dich nicht wehren würdest."

"Wie heißt der Herr?" fragte Moody neugierig.

Der Freund nannte seinen Namen.

"Hast du ihn letzter Tage gesehen?"

"Nein."

"Nun," antwortete Moody triumphierend, "der ist jetzt einer meiner besten Freunde geworden. Letzten Sonntag wurde er gekauft und in die Gemeinde aufgenommen; seine ersten Eindrücke datiert er von jener unverschämten Frage her, die ich an ihn richtete und die ihn zuerst so erzürnte."

Zu diesen, oft so wunderbar gesegneten Angriffen auf gänzlich unbekannt Leute, ließ sich Moody ganz von innern Antrieben leiten, die er dem Geiste Gottes zuschrieb. Solchen Antrieben (Röm. 8, 14) leistete er strikten Gehorsam, auch dann, wenn er sich dadurch veranlaßt fühlte, das gerade Gegenteil von dem zu thun, was seine verständigsten Freunde ihm anrieten. Das Resultat bewies in der Regel, daß er sich nicht geirrt hatte. Doch wurde er um deswillen von gewissen Leuten zuerst mißtrauisch angesehen, bis sie ihn näher kennen lernten.

So sagte eines Tages ein Chicagoer Arzt zu Herrn Jakobs, Moodys altem Freunde: "Ich traue dem Manne nicht, ich halte ihn für einen Betrüger."

Nicht lange darauf kam derselbe Arzt extra in Herrn Jakobs Bureau und entschuldigte sich, daß er ein solch hartes Urtheil über Moody ausgesprochen. Er sei zu anderer Ueberzeugung gekommen, sagte er.

"Wieso denn?" fragte Herr Jakobs.

"Ich wurde," so erzählte der Arzt, "kürzlich zu einer sterbenden Frau gerufen, die ein schlechtes Leben geführt

hatte. Sie übergab mir ihre Uhr und Juwelen mit der Bitte, die Gegenstände ihrer Tochter zu senden. Sie habe dieselbe seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, wisse auch nicht, wo sie wohne, aber Herr Moody könne mir die Adresse geben.

"Ich verschaffte mir die Adresse und schrieb der Tochter. Sie kam nach Chicago, wies ihre Identität nach und erhielt darauf hin die Hinterlassenschaft ihrer Mutter. Mir fiel dabei das ehrbare und vornehme Aussehen der Tochter auf und ich mußte sie fragen, wie es komme, daß sie nicht auch die traurige Laufbahn ihrer Mutter erwählt habe.

"Darauf erzählte mir die Dame, wie sie als kleines Mädchen Moodys Sonntagschule in der Nordmarkthalle besucht habe. Herr Moody sei eines Tages zu ihrer Mutter gekommen und habe sie gebeten, ihm ihr Töchterlein anzuvertrauen, damit er es irgendwo in Sicherheit bringen könne. Die Mutter willigte ein, und so versorgte er das Mädchen bei einer christlichen Familie in einem andern Staat. Die Leute hätten sie adoptiert, und nun sei sie selbst eine glückliche Gattin und Mutter geworden. Ihr ganzes Glück verdanke sie nächst Gott dem Herrn Moody.

"Ein solcher Mann muß ein wahrer Christ sein," meinte der Arzt.

### Wie Moody ein Bibelforscher geworden ist.

In der ersten Zeit seines Wirkens für den Herrn bestanden Moodys Reden meistens aus Erzählungen eigener oder fremder Erlebnisse. Seinen Predigten legte er zwar in der Regel auch ein Schriftwort zu Grunde; doch diente ihm daselbe nur als Motto, die Predigt war keine Erklärung deselben.

Da er den Inhalt seiner Reden nicht aus Gottes Wort zu schöpfen pflegte, befand er sich zuweilen in Verlegenheit um einen Gegenstand, worüber er sprechen sollte. Zum Studieren glaubte er keine Zeit zu haben, sondern er begab sich dann in solchen Fällen zu einem seiner Freunde und unterhielt sich mit ihm, bis ihn die Unterredung auf einen passenden Gedanken brachte, mit dem er dann meist stracks in die Versammlung eilte, um ihn zum Ausgangspunkt seiner Rede zu machen. Seine mannigfaltige Thätigkeit und seine öftern Reisen ließen ihn immer wieder neuen Stoff zu seinen Ansprachen finden. Traf er einen Freund, von dem er etwas Brauchbares zu hören hoffte, so bat er ihn um Mitteilung seiner Erfahrungen, und wenn er mit seinen Freunden zusammen im Vereinshaus zu Mittag speiste, mußte ihm einer um den andern den besten Gedanken mitteilen, den er heute gehabt. Da er viel mit erfahrenen und gottgeweihten Leuten verkehrte, auch fast täglich und oft wunderbare Bekehrungen erlebte, stand ihm so eine gewissermaßen unversiegbare Quelle offen, aus der ihm immer neue Anregung zuströmte. Kein Wunder, daß er als einer der interessantesten Gelegenheitsredner galt, der besonders bei

Jahresfesten und Konferenzen der Sonntagschullehrer hin und her im Land gerne gesehen wurde.

Bei alledem fehlte ihm ein tieferes Eindringen in die Schätze der heiligen Schrift. Er las die Bibel gerne, ihre Verheißungen waren ihm Stecken und Stab, und er nährte sein inneres Leben an Gottes Wort; aber die göttliche Kunst, dieses Wort auch Andern zu erklären, verstand er nicht. Auf diesen Mangel wurde Moody durch folgende Erfahrung aufmerksam gemacht.

Als er an einem Samstag Chicago verließ, um den Sonntag auf einer auswärtigen Konferenz zuzubringen, sagte er zu seiner Frau: „Ich habe einen Brief von dem Engländer Harry Moorhaus erhalten, den man wegen seiner Jugend nur den Knabenprediger nennt; derselbe schreibt mir, er werde heute in Chicago eintreffen und sei bereit, morgen für mich zu predigen. Es ist zu spät, jetzt noch jemand anders zu finden, und so denke ich, man versuchs mit ihm für den Morgengottesdienst. Erweist er sich als unbrauchbar, so muß einer der Ältesten für den Abend einen andern Prediger suchen, oder sie sollen dann eine Gebetsversammlung halten.“

Als Moody im Laufe der folgenden Woche zurückkehrte, war seine erste Frage: „Wie hat Harry Moorhaus gepredigt?“

„Ausgezeichnet!“ antwortete seine Frau. „Am Sonntagmorgen predigte er über den Text: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab.“ Sein Wort fesselte die Leute so, daß die Kirche am Abend gedrängt voll wurde. Er redete weiter über denselben Text, und legte ihn so herrlich aus, daß die Ältesten ihn baten, diese Woche hindurch jeden Abend zu predigen.“

Das gab eine denkwürdige Woche. Abend für Abend predigte Moorhaus zu immensen Versammlungen, und zwar jeden Abend über denselben Text, bis daß die Liebe Gottes als die zentrale Wahrheit der ganzen Bibel vor den Augen der Zuhörer stand.

Als die Versammlungen vorüber waren, sagte Moorhaus zu Moody: „Sie befinden sich auf falscher Bahn. Aendern Sie ihren Kurs; fangen sie an, Gottes Wort zu predigen, anstatt des eigenen, so wird Er sie zu einem viel größern Segen machen.“

Moody hatte bereits erkannt, während er dem jungen Prediger Abend für Abend zugehört hatte, wie berechtigt diese brüderliche Ermahnung sei. Die „sieben Predigten über einen Text“ waren ihm zu einer neuen Offenbarung geworden. Er sah ein, welch ein Licht ein Wort Gottes sei, und was es heiße, Schrift durch Schrift zu erklären; Pauli Ermahnung an Timotheus ging ihm wie nie zuvor zu Herzen: „Ich beschwöre dich vor Gott und dem Herrn Jesu Christo, der da richten wird die Lebendigen und die Toten mit seiner Erscheinung und mit seinem Reich: Predige das Wort!“

Nun galt's aber zuerst, das Wort so kennen zu lernen, daß er's predigen konnte. Das war freilich schwierig; er hatte keine Zeit, um Bücher zu studieren, und hatte er Zeit, so fehlten ihm die Bücher. Herr Moorhaus half ihm aus der Verlegenheit; „Sie haben nur ein Buch nötig, um die Bibel zu studieren,“ sagte er, „nämlich die Bibel selbst.“

„Sie haben aber gewiß manches Buch studiert, um zu ihrer jetzigen Bibelkenntnis zu gelangen?“ meinte Moody.

„Nein,“ sagte Moorhaus, „sondern seitdem ich evangelisiere, benütze ich nur ein einziges Buch. Verstehst du ein

Schriftwort nicht, so nehme ich ein anderes zu Hilfe, und bleibt mir's auch so noch unverständlich, so gehe ich direkt damit zum Herrn.“

Das war nun eine Hochschule, auf der selbst Moody noch studieren konnte; Propheten und Apostel sollten die Professoren sein, die Schrift seine Lehrmeisterin. Herr Moorhaus aber mußte die erste Anleitung zu diesem Studium geben. Er hielt mit etwa 50 Freunden in Moodys Haus die erste „Bibellesestunde“ ab, die vielleicht überhaupt in Amerika gehalten worden ist. Jeder brachte seine Bibel mit, und nachdem man um die Erleuchtung des heiligen Geistes gebetet, der das Wort eingegeben, es also auch allein erklären kann, ließ Herr Moorhaus von den Anwesenden solche Stellen auffuchen, die von der Erlösung handeln. An der Hand dieser Stellen alten und neuen Testaments wurde gezeigt, was die Bibel unter Erlösung versteht. An diesem einen Beispiel wurde es Moody klar, wie man biblische Begriffe entwickelt und zur sichern Erkenntnis biblischer Wahrheiten gelangen kann. Diese Methode hat er seitdem in seinen Bibelstunden und Studien befolgt.

Von der Zeit an, da Moody in die Bibel hineingeführt wurde, vollzog sich in seinem innern Leben und in seiner Wirksamkeit eine Umwandlung. Hatte er früher die Neubekehrten angewiesen, sofort etwas für den Herrn zu thun, so betonte er jetzt, wie notwendig es sei, daß der Herr zuerst etwas an ihnen thue. Er fing an, den Wert einer gänzlichen Hingabe und der völligen Liebe zu erkennen. Moody lehrte nicht mehr, wie bisher, daß Heiligung durch einen lebenslangen Kampf mit der Sünde, den alten Menschen und der Welt zu erlangen sei, sondern er erkannte, daß das neue Herz eine Gabe dessen sei, der da spricht: „Ich will

euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben.“ Moody fing an, die Bibel auf den Knien zu studieren; auf diese Weise fand er auch in den dunkeln Schächten derselben das Gold. Seine Predigten wurden dadurch immer reichhaltiger. Seine Bibel, in der trefflichen Uebersetzung von Bagster, begleitete ihn überallhin; ihr Studium füllte fortan alle seine freien Augenblicke aus. Einst predigte er über das „Erbarmen des Heilandes.“ Ein Doktor der Theologie hörte ihm zu und sah, welcher tiefen Eindruck dieser Vortrag auf die Versammlung machte. „Wie haben Sie diese Predigt studiert?“ fragte der Doktor. Moody antwortete: „Ich habe in meiner Bibel alle die Stellen nachgeschlagen, die von dem Erbarmen des Heilandes handeln und habe darüber gebetet, bis daß sein unbegrenztes Erbarmen mich überwältigte und ich auf der Erde liegend weinen mußte, wie ein Kind!“

Ein englischer Prediger, der nach Chicago kam, lenkte Moodys Aufmerksamkeit noch auf eine andere Art des Bibelstudiums. Der betreffende Herr, ein Dr. Punshon, hielt nämlich in der Farwellhalle Vorträge über „Daniel in Babylon.“ Dies veranlaßte Moody auch seinerseits biblische Charakterbilder zu studieren und seinen Zuhörern vorzuführen. Abraham und Moses, Daniel und Noa, Samuel und David, Johannes und Paulus erstanden nacheinander vor seinem erstaunten Blick und vor den Augen seiner Zuhörer. Weit und breit hielt er diese Vorträge, wohin er gerufen ward.

Sein brennender Wunsch, in der Erkenntnis des Wortes Gottes gefördert zu werden, trieb ihn um jene Zeit zu einem Besuch in England, wo er von solchen Männern, die mächtig waren in der Schrift, viel zu profitieren hoffte. Damals

hörte er auch Spurgeon zum erstenmal, mit dem er sich später innig befreundete. Als er in dem großen Tabernakel saß und die andächtig lauschende Menge sah, kam ihm der Gedanke, ob nicht auch in Chicago etwas ähnliches möglich wäre. Moody ahnte damals noch nicht, daß er wenige Jahre später in London selbst noch größere Versammlungen als sogar Spurgeon um sein Wort vereinigen würde. Auch während jenes ersten dreimonatlichen Aufenthalts in England predigte Moody öfters, aber nirgends mit sonderlichem Erfolg; Gott bereitete seinen Knecht erst noch zu, um ihm hernach Größeres aufzutragen.

Moody suchte nun sein ganzes Denken und Reden an die Bibel anzuschließen. Er hörte es nicht mehr gerne, wenn jemand seine innern Erfahrungen anders als in biblischer Sprache ausdrückte. Trug jemand eine neue Lehre vor, so fragte er: „Können Sie das mit Gottes Wort begründen?“ Und zu seinen Mitarbeitern pflegte er oft zu sagen: „Wenn ihr mit heilsverlangenden Seelen redet, so gebt ihnen Gottes Wort; Menschenwort ist kein nütze; Jesu Worte aber sind Geist und Leben.“ Die besonders in Amerika weitverbreitete Meinung, man müsse die Gleichgiltigen durch allerlei interessante Erzählungen und Anekdoten aufzuwecken und anzuziehen suchen, um ihnen dann erst Gottes Wort zu sagen, bezeichnet Moody als einen Irrtum: „Gott weiß am besten, was die Menschen interessiert,“ pflegt er zu sagen. Allerdings braucht er ja selbst viele Anekdoten und Erzählungen in seinen Vorträgen, aber nur in der Absicht, Gottes Wort zu erklären und die göttlichen Wahrheiten in Herz und Gewissen einzuprägen. Man kann keine von Moodys Reden lesen, ohne nicht über irgend eine biblische Wahrheit ein neues Licht zu empfangen.

### Wie man vom Glauben lebt.

Seit der Zeit, da Moody dem geschäftlichen Leben den Rücken gekehrt, hat er in zeitlichen wie in geistlichen Dingen vom Glauben gelebt. Der Herr weiß, wie viel Geld sein Knecht bedarf und so viel wird Er ihm auch sicherlich geben, das war seine Zuversicht. Allerdings hat er zuweilen nahezu Mangel gelitten; aber solche Erfahrungen haben sich immer wieder nur als Glaubensproben erwiesen. Sein Vertrauen ward dadurch so befestigt, daß er öfters sich zur Abreise nach einem Orte anschickte, wohin Gott ihn gerufen hatte, ohne daß er noch das Reisegeld besaß. Jemand ist denn auch jedesmal noch rechtzeitig zur Stelle gewesen, um ihm das Billet zu lösen.

Moody kollektierte öfters große Summen für das Werk des Herrn, oder für die Armen, niemals aber für sich selbst. Ja er wollte nicht einmal, daß seine Bedürfnisse bekannt gemacht würden, weil ihm dies als Bettelei vorgekommen wäre. Hatte er etwas nötig, wozu ihm die Mittel fehlten, so betete er einfach darum, und es kam.

In der alten Familienbibel, die wir eingangs unserer Geschichte erwähnten, findet sich unter anderm auch folgende Notiz:

„D. E. Moody und Emma C. Revell, haben sich verhehlicht den 28. August 1862.“

Die Ehe ist das älteste Gnadenmittel. „Wer ein Weib gefunden, der hat ein großes Gut gefunden und Günst von dem Herrn erlangt,“ sagt Salamo, und Moody war damit einverstanden. Seine Gehilfin hatte schon vorher im Stadt-

missionswerk mitgeholfen. Er lernte sie in jener Sonntagschule kennen, wo er sich seinerzeit als Lehrer anboten hatte und sich selbst erst seine Klasse auf der Straße zusammenlesen mußte. Erst nachdem Moody für seine Nordmarkt-Missions-Sonntagschule ein Heim gefunden hatte, ging er an die Gründung eines eigenen Herdes. Ein kleines Häuschen genügte ihm dafür. Wie sich erwarten läßt, war es ein sehr freundliches und gastliches Haus, fast immer von Gästen, alten Freunden und Fremdlingen heimgesucht, die auch von Frau Moody ohne Murren empfangen wurden. Die Armen wußten die Hausnummer bald auswendig. Im Hause herrschte neben christlichem Ernst fröhliche Heiterkeit. Moody erlaubte sich gerne einen Spaß mit seiner Frau und mit den Gästen, konnte lachen, singen und springen mit den Kindern, unter denen er selbst zum fröhlichen Kinde ward. Aber mitten im fröhlichsten Treiben konnte er plötzlich abbrechen, wenn ihn irgend ein ernster Gedanke traf. Dann kommandierte er: „Nehmt die Bibel zur Hand!“ und im Nu war die ganze Familie in eine Bibelklasse verwandelt.

Kam eine unbefehrte Person ins Haus, so konnte er auf der Stelle alles andere liegen lassen, um mit dem Besucher über sein Seelenheil zu reden. fand er, daß der Geist Gottes bereits an dem betreffenden Menschen arbeitete, so warf er sich ohne langes Besinnen mit ihm auf die Kniee.

Die Ehe war mit zwei Kindern gesegnet, welche, ein Knabe und ein Mädchen, die Lebhaftigkeit ihres Vaters ererbt zu haben scheinen. Eines Tages fand Moody den Knaben mit einer prächtigen Bilderbibel beschäftigt. Er hatte das Bild des Judas Ischariot vor sich und war eben daran, dem Verräter mit einer Schere beide Augen auszustechen. In der Morgenandacht war nämlich die Geschichte

des Verrates gelesen worden, die den Jungen so erbittert hatte, daß er auf diese Weise an Judas Rache nehmen wollte.

Auch nach seiner Heirat weigerte sich Moody, eine fixe Besoldung anzunehmen; er traute dem Herrn, der ihn versorgt hatte, als er noch allein gewesen war, zu, daß er gewiß auch sein Weib und seine Kinder versorgen werde. In dieser Erwartung wurde er nicht zu Schanden. Ob sie auch zuweilen an die Grenze der Not kamen, Not leiden durften sie doch nie. Davon ein Beispiel.

An einem Freitagmorgen sagte Moody beim Verlassen des Hauses zu seiner Frau: „Ich habe kein Geld, und du hast nichts mehr im Haus. Es scheint, der Herr habe mich nicht mehr nötig in seinem Werk; vielleicht will Er mich wieder in den Laden schicken, um Schuhe und Stiefel zu verkaufen.“ Es ward Sonntag, ohne daß etwas gekommen war. An diesem Tage aber erschien ein fremder Besucher in der Sonntagschule und ward so erfreut durch das, was er dort sah, daß er gleich nachher von seinem Hotel aus zwei 50 Dollarsbanknoten an Moody sandte, von denen er die eine für die Schule, die andere für Moodys persönliche Bedürfnisse bestimmte.

„Hier, Frauchen, siehst du,“ sagte Moody mit kindlicher Freude, „daß der Herr uns nicht vergessen hat. Wir wollen wenigstens noch so lange fortfahren mit unserm Werk, bis die 50 Dollars aufgebraucht sind.“

Ein andermal bat Frau Moody ihren Mann beim Ausgehen, er möchte ihr doch Mehl bringen lassen aus der Stadt, sie habe gar keins mehr. Der Hausherr aber hatte kein Geld; während er nun unterwegs darüber sann, woher er das Nötige nehmen könnte — Schulden machen wollte

er nämlich nicht — begegnete er jemand, dessen Heil ihm sehr am Herzen lag. Ueber dem Gespräch mit dem Betreffenden vergaß er aber Geld und Mehl, und erst abends beim Nachhausekommen fiel ihm plötzlich beides wieder ein. Beschämt über seine Vergeßlichkeit schlich er sich, wie er meinte, unbemerkt in sein Zimmer hinauf, um dem Herrn seine Not zu klagen. Kaum aber war er oben angelangt, so rief die Hausglocke zum Thee; — man mußte ihn also doch gehört haben. Wie erstaunt war Moody, als er beim Eintritt ins Eßzimmer den Tisch mit einer wärschaften Platte voll schneeweißer Biscuits garniert fand. Da mußte also doch irgendwie Mehl ins Haus geflogen sein.

Das Geheimnis klärte sich bald auf. Ein Nachbar hatte sich gebrungen gefühlt, der Familie eine Tonne Mehl zum Geschenk zu machen und hatte dasselbe schon am Vormittag geschickt.

Der Herr sorgte aber nicht nur knapp, sondern geradezu glänzend für seinen Knecht. Ein alter Freund Moodys errichtete an einer neuen Straße eine Reihe von eleganten Häusern. Von diesen bestimmte er im geheimen Einverständnis mit andern Freunden eines für Hrn. Moody, unter der Bedingung, daß andere die vollständige Ausstattung des Hauses übernehmen würden. Dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen, und das Haus vom Keller bis zum Estrich mit allem möglichen Komfort ausgestattet. Weiche Teppiche wurden gelegt, feine Möbel und Ornamente im Empfangszimmer aufgestellt und dessen Wände überdies mit dem lebensgroßen Porträt Moodys und seiner Frau geziert. Im Studierzimmer wurde ein großes Büchergestell mit nützlichen Büchern angebracht, Schlafzimmer, Eßzimmer und Küche mit allem Nötigen versehen. Porzellan,



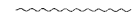
Silbergeschirr und Tischtücher vervollständigten die luxuriöse Einrichtung. Alle nur erdenklichen Hausgeräte wurden herbeigebracht und durch kundige Hände geschmackvoll geordnet.

In der Morgenfrühe des Neujahrstags holte man das ahnungslose Ehepaar in einem Wagen ab und führte sie, sie wußten nicht wohin. Der Wagen hielt in einer eleganten Straße, und die Insassen wurden in ein Haus geführt, das zu ihrer nicht geringen Verwunderung voll wohlbekannter Gesichter war. Nachdem man einander begrüßt und Moody noch immer nicht wußte, was das werden sollte, trat ein bekannter Geistlicher, Dr. Patterson, vor und überreichte Herrn Moody einen Mietkontrakt für das Haus, laut dem ihm daselbe samt Inhalt unentgeltlich überlassen wurde als ein Zeichen der Liebe und der Hochachtung, die seine Freunde für ihn hegten und als ein Ausdruck der Dankbarkeit für seine treue Arbeit, durch welche ihre Stadt so reich gesegnet worden sei.

Moody mußte sich erst vergewissern, ob er nicht träume. Das alles schien doch zu gut, um wahr zu sein. Sprachlos vor Verwunderung mußte er zuallererst die Runde machen durch all die schönen Räume; erst dann konnte er versuchen, seinen Dank auszusprechen. In bewegten Worten bezeugte er, wie so gut der Herr allezeit mit ihm gewesen sei, und wie er Ihm nicht vergeblich vertraut habe. Zum erstenmal erzählte er den Freunden von den Leiden und Freuden seines Haushalts, wie sie zuweilen mit Not zu kämpfen gehabt und nahe daran gewesen seien, an den Verheißungen Gottes zu zweifeln; wie das einmal die Mutter, das anderemal ein Kind erkrankt, und doch kein Geld vorhanden gewesen sei, weder für Arzt, noch für

Medizin, wie es zuweilen fast geschienen habe, als hätte Gott ihrer vergessen, und wie doch immer die Hilfe zu rechter Zeit eingetroffen sei.

Als die Freunde das alles hörten, erkannten sie, daß der Herr es ihnen ins Herz gegeben, Seinen Knecht, der um Seinetwillen alles verlassen hatte, auf diese Weise zu ehren, und sie freuten sich nun doppelt, daß sie hatten mithelfen dürfen, den Glauben des lieben Mannes zu belohnen.



### Die Feuerkaufe.

Das schöne Haus, mit dem Moodys Freunde ihr beschenkten, sollte leider nicht von langer Dauer sein. Am 8. Oktober des Jahres 1871 brach das große Feuer aus, welches in drei Tagen bei 15,000 Häusern der Stadt Chicago in Asche legte. Außer Moodys Haus brannte auch seine Kapelle und die Farwellhalle nieder, letztere also innerhalb dreier Jahre zum zweitenmal. Zudem wurden fast alle Gemeindeglieder durch das Feuer um Hab und Gut gebracht.

Moody selbst konnte gar nichts retten als seine Bibel. Seine Familie brachte er im Hause eines Freundes unter, das von den Flammen verschont geblieben war. Er selbst machte sich mit gewohnter Energie sofort an die Versorgung der Obdachlosen. Ein Unterstützungsbureau wurde eingerichtet, wo die Hungerigen Nahrung und die Nackten Kleidung erhielten.

Sobald der größten Not abgeholfen war, und andere Hände die Sorge für das leibliche Wohl der Unglücklichen übernehmen konnten, verließ Moody die rauchenden Ruinen, um im reichen Osten der Vereinigten Staaten Mittel für den Bau einer Halle zu suchen, in der er seine Gemeinde und Sonntagsschule wieder sammeln könnte.

In Brooklyn und Philadelphia wurde er freundlich aufgenommen und gebeten, Versammlungen abzuhalten.

„Wie viel haben Sie nötig?“ fragte ihn eines Tages Herr Wamamaker, der bekannte Sonntagsschulmann, der unter dem frühern Präsidenten der Union Postmeister war.

„Mit tausend Dollars könnte ich eine große Bretterhütte bauen, in der meine Sonntagsschule Platz hätte.“

„Sie sollen dreitausend haben,“ antwortete der gute Freund.

Moodys Freunde in Chicago sorgten inzwischen für einen Platz, nicht weit von der abgebrannten Kapelle entfernt, auf den sie den projektierten Schuppen stellen wollten. Sie dachten an einen Raum von 40 Fuß Breite und 60 Fuß Länge. Moody aber, dessen Glauben den baldigen Wiederaufbau der Stadt voraus sah, und dessen Mut in dem Maße wuchs, wie seine Subskriptionsliste zunahm, bat sie dringend, größer zu bauen. So entschlossen sie sich denn, die Hütte so groß zu machen, wie es der Platz überhaupt erlaubte und erstellten ein Gebäude von 75 Fuß Breite und 109 Fuß Länge. Es war eine niedere Halle, aus rohen Balken und Brettern gezimmert, inwendig mit starkem Papier ausgefüttert, um die Kälte abzuhalten, und mit Dachpappe eingedeckt. Moodys Gemeindeglieder, die kein Geld geben konnten, legten selbst Hand an das Werk. Tag und Nacht wurde so gearbeitet, und in kurzer Zeit stand die Halle fertig da.

Jetzt kehrte Moody zurück, um seine zerstreute Herde wieder zu sammeln. Fast mochte es scheinen, man habe doch zu groß gebaut; denn so weit man von der neuen Halle aus sehen konnte, waren überall nur Ruinen, und hie und da etwa eine provisorische Hütte an eine rauchgeschwärzte Wand angebaut. Aber siehe da, am Tag der Einweihung wurde es lebendig zwischen den verödeten Trümmern; von allen Seiten her strömten die Kinder herbei und bahnten sich den Weg über die Schutthaufen zu ihrer neuen Sonntagsschule. Ueber tausend Kinder wohnten der Wiedereröffnung

bei, und manche hatten noch ihre Eltern mitgebracht, so daß das Gebäude ganz angefüllt ward.

Die Halle wurde aber nicht nur für Sonntagsschule und Versammlungen, sondern auch als willkommene Herberge für Obdachlose benützt. Tag und Nacht stand diese Zufluchtsstätte offen. Die Leute kamen herein, um sich da zu wärmen, denn die Öfen wurden den ganzen Tag geheizt. Moody teilte auch reichlich Lebensmittel und Kleider aus, die er aus allen Landesgegenden zu diesem Zwecke erhielt. Er selbst bewohnte ein kleines Zimmer in der Bretterhütte, zusammen mit einem seiner Sonntagsschullehrer, der zugleich sein Koch und Gehilfe war. An den Vormittagen pflegte er die Familien seiner Gemeinde aufzusuchen, während der Nachmittage und der Abend ihm Gelegenheit boten, mit den Leuten, die in die Hütte kamen, religiöse Versammlungen abzuhalten; denn er suchte für die Seelen ebensowohl zu sorgen, wie für die Leiber.

Moody hatte, wie gesagt, alles verloren bei dem Brande. Aber Gott hatte ihm bald darauf etwas geschenkt, was mehr wert war als das in Flammen aufgegangene Haus. Es war ihm nämlich während seiner Abwesenheit von Chicago klar geworden, daß ihm noch eine Hauptsache fehle, die Taufe mit dem heiligen Geist, die Jesus seinen Jüngern verheißen hat. Er ruhte denn auch nicht, bis ihm dieser Segen zu teil geworden war, und so kehrte er an sein schwieriges Werk zurück, gesalbt mit frischem Öl.

Ueber die wichtige Erfahrung, die er damals machte, hat sich Moody selbst später einmal folgendermaßen ausgesprochen.

Als er in einer Bibelstunde über das Wort: „Werdet voll Geistes“ sprach, sagte er: Dieser Segen wurde mir

einst plötzlich wie mit Blitzeseile zu teil. Während Monaten hatte ich Hunger und Durst nach Geisteskraft für den Dienst des Herrn. Ich war in einem solchen Dürsten, daß ich glaubte, sterben zu müssen, wenn ich sie nicht empfangen würde. Ich erinnere mich, wie ich die Straßen von New-York durcheilte und an allem, was ich that, so wenig Interesse hatte, als ob ich nicht mehr auf der Welt wäre; da kam auf einmal die Kraft des Herrn über mich. Ich wurde erfüllt mit einem unbeschreiblichen Eindruck der Güte Gottes, so daß es mir schien, mein Herz sei groß genug, um die ganze Welt zu umfassen. Ich wiederholte die Predigt, welche ich früher ohne Kraft gepredigt. Es war ganz die gleiche Wahrheit, aber jetzt verkündigte ich sie mit Kraft. Mehrere Personen wurden dadurch ergriffen und bekehrt.

„Obige Erfahrung machte ich Ende des Jahres 1871, d. h. viele Jahre nach meiner Bekehrung. Ich hatte damals schon eine Sonntagsschule und eine Versammlung, die beide sehr zahlreich besucht waren, aber Bekehrungen gab es selten. Ich erinnere mich, daß ich stolz darauf war, am Sonntag Abend die zahlreichste Versammlung in Chicago vor mir zu haben. Unter meinen Zuhörern befanden sich zwei Christinnen, welche sehr regelmäßig kamen, um mich zu hören. Eines Abends kam eine von ihnen nach der Predigt auf mich zu. Ich sagte mir: „Sie wird kommen, dir für die Predigt das Compliment zu machen; denn nach meiner Meinung hatte ich gut gepredigt. Wie groß war aber mein Erstaunen, als sie zu mir sagte: „Wir beten für Sie.“ Ich fragte mich, ob ich etwa Fehler gemacht habe, weil mir diese Schwester so etwas sagte. Am nächsten Sonntag waren sie wieder in der Abend-

versammlung und beteten augenscheinlich für mich, während ich predigte. Nach dem Gottesdienst sagte mir eine von ihnen: „Wir fahren fort, für Sie zu beten.“ Ich verstand sie gar nicht und sagte ihnen: „Ihr betet für mich! Warum betet Ihr nicht für die Zuhörer? Was mich betrifft, geht ja alles gut.“ „Nein,“ sagten die Damen, — „es geht nicht alles gut. Sie haben die Kraft des Herrn nicht; es fehlt Ihnen etwas; aber der Herr wird es Ihnen geben.“ Anfangs war mir gar nicht lieb, was mir soeben gesagt wurde; aber nachher dachte ich doch darüber nach, und so reifte nach und nach der Wunsch in mir, das zu besitzen, was mir mangle, und dieses Verlangen bemächtigte sich meiner. Die Schwestern setzten ihr Flehen für mich fort, und nach drei Monaten erhielt ich die verlangte Segnung vom Herrn. Nicht um die ganze Welt möchte ich wieder in den früheren Zustand zurück.

„Seitdem ich die Taufe des hl. Geistes, von der ich soeben gesprochen, erhalten habe, habe ich niemals die Gewißheit meiner Gemeinschaft mit Gott verloren, und die Freude, welche ich in seinem Dienst verspüre, hält mich und macht mir meinen Dienst leicht. Ich glaube, ich war vorher älter, als ich es jetzt bin, indem mir vorkommt, ich werde immer jünger. Früher war ich oft sehr müde, wenn ich dreimal in der Woche predigte, und jetzt kann ich fünfmal predigen an einem Tag und fühle keine Abgespanntheit. Seit jenem Zeitpunkt habe ich dreimal mehr gearbeitet als früher und jedes Jahr geht es besser. Es ist leicht, etwas zu thun für den Herrn, wenn die Liebe uns dazu treibt. Ich würde lieber Steinbrecher werden, als handwerksmäßiger Prediger. Ein Mensch kann in einem Jahr mehr thun durch die Kraft des heiligen Geistes,

als in 40 Jahren ohne dieselbe. Jonathan Edwards sagte, daß er in North-Hampton in einer Woche mehr ausrichtete, seitdem der heilige Geist auf ihn gekommen sei, als er früher in sieben Jahren habe ausrichten können.“

Das Gerücht, das über die Stadt gegangen war, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf viele Gemüther zu machen. Das Wort Gottes, von Moody mit neuer Geisteskraft verkündigt, kam nicht leer zurück. Viele wurden erweckt, weinten heute über ihre Sünden und freuten sich morgen der empfangenen Vergebung. Die Erweckungsversammlungen, die Moody seitdem überall abgehalten hat, datieren eigentlich von jener Zeit her. Es waren keine menschlichen Mächenschaften, die sich nur so ohne Weiteres nachmachen lassen, sondern sie gingen aus einer Geistes- und Feuertaufe hervor — Feuertaufe im doppelten Sinn des Wortes. Durchs Feuer hatte Gott seinen Knecht gehen lassen, im Feuer hatte sich sein Glaube bewährt. So hatte ihn der Herr zu einem größeren Werk zubereitet. Ohne die schweren Erfahrungen, die er durchgemacht, wäre er kaum im Stande gewesen, den Erfolg zu ertragen, der seiner wartete.

**In England.**

Im Sommer des Jahres 1872 besuchte Moody die Mildmay-Konferenz in England. Mildmay ist ein Diakonissenhaus in London, zugleich ein Centrum anderer christlicher Werke. Jährlich werden im Juni dort Versammlungen zur Vertiefung christlicher Erkenntnis und des innern Lebens abgehalten, die aus ganz England, aus Amerika und auch von Europa her viele Besucher anziehen.

Während dieses Aufenthalts in England wurde es Moody klar, daß für ihn hier Arbeit wäre. Er kehrte zwar wieder nach Amerika zurück, bewegte aber den Gedanken in seinem Herzen, und als er Gewißheit erlangt hatte, daß Gott ihn dorthin berufen habe, teilte er seiner Gemeinde seine Absicht mit.

Im folgenden Frühling nahm er Abschied von seiner Gemeinde in Chicago und bereitete sich mit seiner Familie zur Reise nach England vor. Reisegeld hatte er noch keins, betete aber wie gewohnt darum. Er war dabei seiner Sache so gewiß, daß er den Tag der Abreise festsetzte. Als ihn ein Freund fragte, warum er denn nach England gehen wolle, antwortete er mit voller Zuversicht: „Um zehntausend Seelen zu gewinnen für den Herrn.“

Der Tag der Abreise kam; nur noch wenige Stunden, und der Zug sollte abfahren, der ihn mit seiner Familie nach New-York bringen sollte zur Einschiffung. Noch fehlte das Reisegeld. Da erschien ein Freund, um ihm Adieu zu sagen. Der Freund wußte nichts von Moodys Not; denn davon verlautete gegen Menschen nichts. Der Freund aber

sagte: „Ich denke, du kannst in England etwas brauchen,“ und drückte ihm mit diesen Worten eine 500-Dollarsnote in die Hand.

Jetzt konnte Moody gehen. Am 7. Juni 1873 bestieg er das Schiff und reiste zusammen mit seinem Freunde Sankey nach England hinüber, um dort ein Evangelisationswerk zu beginnen, dessen Gedächtnis wohl in zweimal zehntausend Seelen eingeschrieben bleiben wird, die Moodys Arbeit in England ihre Befehung verdanken.

Moody und Sankey landeten am 17. Juni in Liverpool. Sankey war schon seit mehreren Jahren Moodys Mitarbeiter in Amerika gewesen. Er hatte durch seine ausdrucksvollen Sologefänge, bei Anlaß einer Konferenz christlicher Jünglingsvereine, Moodys Aufmerksamkeit auf sich gezogen und wurde von da an dessen unzertrennlicher Begleiter. Moody predigte das Evangelium, während Sankey dasselbe sang. Seine Evangeliumslieder sind längst ins Deutsche, wie auch in viele andere Sprachen übersetzt, und sind weltbekannt. In Sankeys Mund sind sie das Mittel zur Erweckung mancher Seele geworden. So bekannte z. B. ein junger Mann: „Als Sankey in der Markthalle zu Manchester das Lied sang: „Neunundneunzig der Schafe etc.“ — da wurde mir zum erstenmal in meinem Leben klar, daß ich einen Heiland nötig habe; und als er an den Vers kam: „In der Wüste, wo sonst kein Retter war, da fand er sein Schaf verschmachtet gar,“ da sagte ich zu mir selbst: Das bist du! und so übergab ich mich damals dem Heiland auf der Stelle.“

Die beiden Evangelisten folgten nach ihrer Ankunft in England zuerst einer Einladung des Jünglingsvereins von York, wo sie während eines Monats täglich Versamm-

lungen abhielten. Von dort gieng nach Sunderland; aber erst in Newcastle und Umgebung, wo sie drei Monate verblieben, fing es an, sich recht zu regen. Es brach eine Erweckung aus, die sich über ganz Schottland auszudehnen begann und in der Hauptstadt Edinburg bedeutende Dimensionen annahm. Sie blieben dort vom November 1873 bis zum Februar 1874. Während dieser Zeit sollen 2000 Menschen durch ihre Arbeit bekehrt worden sein. Noch größer war ihr Erfolg in Glasgow, wo sie ebenfalls drei Monate blieben, und wo am Schlusse der Evangelisation 2500 Personen den Herrn gefunden zu haben bekantten.

Moody und Sankey waren mittlerweile die populärsten Männer in ganz England geworden und wurden nun von einer Stadt zur andern gerufen, bis sie endlich im Februar 1875 auch nach London kamen. Hier mußten die größten Lokale der Stadt für ihre Versammlungen in Anspruch genommen werden, so die Agricultural-Halle, ein ungeheures Gebäude, für landwirtschaftliche Ausstellungen bestimmt, das bei 20,000 Personen faßt. Unter ihren Zuhörern bemerkte man die Prinzessin von Wales, die englische Kronprinzessin, Englands ersten Minister, Herrn Gladstone, und andere Notabilitäten. Doch waren die Versammlungen in erster Linie für die untern Klassen bestimmt, die sich in England von den Kirchen ziemlich ferne halten. Um solche Leute zu gewinnen, veranstaltete Moody an den Sonntagsmorgen Versammlungen für die Verwahrlosten, wobei denselben zuerst ein Frühstück gereicht und nachher das Evangelium verkündigt und gesungen wurde. In England, zumal in London, wo es tausende gibt, die heimatlos herumirren, war das eine äußerst wohlthätige und praktische Einrichtung, die auch seitdem beibehalten worden ist.

Sogar das englische Parlament mußte sich mit den beiden amerikanischen Evangelisten befassen. Es wurde nämlich in Windsor, in der Nähe des königlichen Schlosses, ein großes Zelt errichtet, wo Moody predigen sollte. Nun befindet sich dort in der Nähe eine Schule für vornehme Herrenjöhne. Der Rektor der Schule erlaubte denselben, die Versammlungen zu besuchen. Dagegen erließen nun 70 Parlamentsmitglieder einen Protest und verlangten von der Regierung ein Verbot, das jene Schüler von Moodys Versammlungen ausschließen sollte, weil es keine staatskirchlichen Gottesdienste seien, und die jungen Leute allzusehr aufgeregt werden könnten. Gladstone aber und sogar der Erzbischof von Canterbury, das Oberhaupt der englischen Staatskirche, wollten nichts von einem derartigen Verbote wissen und verteidigten Moody wacker gegen die Protestler, deren Antrag denn auch vom Parlament abgewiesen ward.

Moody und Sankey kehrten am 5. August 1875 wieder nach Amerika zurück und haben dort seitdem in ähnlicher Weise und mit nicht weniger Erfolg als in England gewirkt. Auch sind sie seitdem noch dreimal für längere Zeit nach England herübergekommen. Die zehntausend Seelen aber, die hier Moody für den Herrn zu gewinnen hoffte, sind wohl doppelt und dreifach gesammelt worden.

---

### Moody's Erziehungsaufstalten.

John Wesley pflegte befaamtlich zu sagen: „Die Welt ist mein Kirchspiel.“ Das kam auch von Moody mit allem Recht gelten, seitdem er seine erste große Evangelisationstour durch England gemacht hat anfangs der 70er Jahre. Ursprünglich hatte er freilich nichts anderes gedacht, als von der Arbeit in England wieder an sein gewohntes Werk in Chicago zurückzukehren. Aber auf der Rückreise von England wurde es ihm klar, daß er sein Wirken nicht mehr, wie bisher, auf bloß einen Ort beschränken dürfe, sondern als Evangelist bereit sein müsse, dahin zu gehen, wohin der Herr ihn rufe.

Er entschloß sich daher, seinen Wohnsitz gar nicht erst wieder in Chicago aufzuschlagen — umsonst war ihm ja gewiß auch dort das Haus nicht über dem Kopf zusammengebrannt — sondern er begab sich an seinen Geburtsort, Northfield, wo seine betagte Mutter noch lebte und heute noch lebt. Irgendwo mußte ja doch seine Familie wohnen und auch wenn er keine bleibende Stadt auf Erden haben sollte, mußte er doch eine Stätte sein nehmen, wohin er sich von seiner Arbeit hie und da ein wenig zurückziehen konnte.

Moody hätte nicht leicht einen besseren Platz zu seinem Wohnort auswählen können, als ihm Gott in Northfield einen gegeben hat, indem er ihn dort geboren werden ließ. „Ost und West, daheim das Best,“ glaubt auch er, obgleich er nur höchst selten zu Hause ist. In der Nordostecke der Vereinigten Staaten gelegen, zieht sich Northfield etwa anderthalb englische Meilen am Ufer des Konnektikutflusses

hin. Eine breite, mit riesenhaften Bäumen bepflanzte Allee bildet die Hauptstraße, die freundlichen weißen Häuser stehen etwas von der staubigen Straße entfernt, nicht aneinandergebaut, sondern jedes von Wiesen und Gärten umrahmt.

Das Haus, wo Moody geboren wurde, liegt ziemlich abseits von der Hauptstraße, an einem Nebenweg, der einen Hügel erklimmt. Das Haus ist, wie gesagt, immer noch von Moody's Mutter bewohnt, die nun in ihrem 90. Jahre steht. Sie besorgte noch bis in die letzten Jahre hinein ihre Haushaltung meistens selbst. „Sollte ich aufhören zu arbeiten, so könnte ich ebenso gut gerade sterben,“ pflegt sie zu sagen, wenn man sich verwundert über ihren Fleiß. Ohne Zweifel hat ihr Sohn von ihr die Unermülichkeit geerbt. Sie liest noch viel, hält sich z. B. mehrere Blätter und zeigt sich immer wohl informiert über die täglichen Ereignisse. Sie ist ein eifriges Glied der Kongregationalistenkirche, eine wackere Christin. Der Spruch paßte gut auf sie, den man ihr zum 80. Geburtstag geschenkt hat: „Ihre Kinder stehen auf und preisen sie glücklich.“

Als Moody sich entschloß, in Northfield seinen Wohnsitz aufzuschlagen, kaufte er, nicht weit von dem Hause seiner Mutter entfernt, ein einfaches, aber geräumiges Haus samt Umschwung für 3000 Dollars. Es steht einwenig zu nah an der Hauptstraße, so daß die Bewohner von dem Straßenlärm und dem Staube zu leiden haben. Hätte Moody selbst gebaut, so würde er sein Haus auf den Hügel gestellt haben, damals aber war kein anderes zu bekommen, und jetzt hat er dasselbe für die Bedürfnisse der Familie eingerichtet. Auch Herr Sankey besitzt in Northfield eine Sommerwohnung, ebenso wohnten Major Whittle und Dr.

Pentecost dort, zwei Männer, die ähnlich wie Moody als Evangelisten arbeiten.

Moody war noch nicht lange in Northfield, als er den gänzlichen Mangel an Erziehungsanstalten in der Gegend zu empfinden begann. Vor allem fehlte es den zahlreichen Farmerstöcktern an jeder Gelegenheit zu besserer Ausbildung, und doch waren es meist recht intelligente und fleißige Mädchen, aus denen bei richtiger Schulung etwas Tüchtiges werden konnte.

Nun fehlte es ja freilich schon damals in Amerika nicht an höhern Töchterschulen; aber diese Institute waren zu teuer für die Farmer von Northfield, deren Land nicht besonders ertragsfähig ist.

Moody sann darum auf Mittel, wie er dem Uebelstand abhelfen könnte und kam auf den Gedanken, an sein Haus einen kleinen Anbau zu machen, vorläufig für acht Mädchen bestimmt, für deren Unterricht er eine Lehrerin anstellte. Als dann bald darauf die Zahl der Schülerinnen auf 20 stieg, erstellte er auf der andern Seite der Straße, seinem Hause gegenüber, ein einfaches Gebäude mit Schlafzimmern und Lehrsaal. Aber auch dieses Haus erwies sich bald als zu klein, und es zeigte sich, daß die bisherigen Unternehmungen nur der kleine Anfang eines größern Werkes gewesen waren. Moody überzeugte sich, daß er in größerm Styl bauen müsse, denn von allen Seiten liefen Anmeldungen ein. Um diese Zeit fand er einen tüchtigen Mitarbeiter in der Person eines reichen Bostoner Kaufmanns, der sich von seinen Geschäften zurückzog und sich zu dem Zwecke in Northfield niederließ, um seinem Freunde Moody, dem er sein geistliches Leben verdankte, in dessen Erziehungswerke behilflich zu sein. Herr Marshall, so hieß dieser Mann,

war im Baufach bewandert, und unter seiner Leitung entstand im Jahre 1879 ein großes, schönes Anstaltsgebäude, das 30,000 Dollars kostete.

Auch dieses Gebäude erwies sich indessen bald als zu klein; die Anmeldungen mehrten sich so, daß Moody schon im Jahre 1881 an die Errichtung eines noch größern Hauses denken mußte. Er entschloß sich zur größern Ausdehnung des Werkes auch deshalb, weil er hoffte, bei möglichst großer Schülerinnenzahl werde der einzelne Zögling die Anstalt weniger kosten. Der Pensionspreis betrug nämlich von Anfang an jährlich 100 Dollars; die einzelne Schülerin kostete aber die Anstalt durchschnittlich 160-Dollars, das Defizit mußte durch freiwillige Beiträge gedeckt werden, was auch immer reichlich geschah.

Im Jahr 1881 nun reiste Moody wieder nach England und blieb drei Jahre lang weg, kurze Besuche in der Heimat abgerechnet. Während dieser Zeit bauten seine Freunde in Northfield ein zweites großes Anstaltsgebäude, das doppelt soviel kostete, als das erste, und Raum bot für weitere 80 Schülerinnen. Zwischen beide Gebäude hinein wurde dann im Jahre 1885 noch ein drittes gestellt, die sogenannte Recitationshalle des Instituts, ein hübsches Gebäude, ganz aus Granit. Von diesem letztern Gebäude pflegte Moody zu sagen, Herr Sankey habe es aus dem Boden herausgesungen. Es wurde nämlich bezahlt aus dem Reinertrag der Sankeylieder, die ja bekanntlich eine beispiellose Verbreitung gefunden haben. Alle drei Gebäude, von denen uns genaue Abbildungen vorliegen, machen einen äußerst imposanten Eindruck. Der Styl ist ähnlich wie der des neuen Museums auf dem Kirchenfeld in Bern; auch die Größe wird ungefähr dieselbe sein.



Alle drei Gebäude sind äußerst vorteilhaft eingerichtet und bieten nach innen und außen einen freundlichen Anblick. Ein Grundstück von 250 Jucharten gehört dazu, es ist zum größten Teil in einen lieblichen Park verwandelt worden, der den Schülerinnen Raum zu allen möglichen Erholungen bietet. Sogar ein kleiner See ist da von etwa drei Jucharten Ausdehnung, wo die jungen Damen sich im Sommer im Bootfahren, im Winter im Schlittschuhlaufen üben. Dieser See ist ein Geschenk des Herrn Wannamaker in Philadelphia, den wir schon einmal unter Moodys Helfern trafen, und der als späterer Postmeister der Vereinigten Staaten unter Präsident Harrison weltbekannt geworden ist. Er hat sichs 4000 Dollars kosten lassen, den See für das Seminar herzurichten.

Bei der Aufnahme von Schülerinnen wird mit möglichster Sorgfalt verfahren. Unter 15 Jahren wird kein Mädchen aufgenommen, und nur solche, die sich einer guten Gesundheit erfreuen. Die Aufzunehmenden müssen überdies eine Prüfung in englischer Grammatik, im Rechnen und in der Geographie bestehen. Es wird erwartet, daß nur wirklich Lernbegierige sich melden, die jede Gelegenheit zur Weiterbildung benützen und dem Geiste der Anstalt sich fügen wollen. Alle Hausgeschäfte müssen von den Schülerinnen besorgt werden. Es gibt zweierlei Lehrkurse, deren jeder drei Jahre dauert, einen humanistischen und einen realistischen. Im erstern bildet die lateinische, im letztern die englische Sprache die Grundlage des Unterrichts; in beiden wird auf englischen Aufsatz, also auf die gründliche Kenntnis der Landessprache, ein Hauptgewicht gelegt. Auch in griechischer, französischer und deutscher Sprache wird Unterricht erteilt; doch sind diese Fächer nicht obligatorisch

dagegen Algebra und Geometrie, während Trigonometrie fakultativ ist. Außerdem wird in Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften, Musik und in den schönen Künsten unterrichtet. Allemal voran aber geht das Studium der Bibel, das dem ganzen Unterrichtskurs zu Grunde liegt. Besonders eingehend wird das Leben Jesu behandelt. Es ist die ernsthafte Absicht der Lehrerschaft, die Schülerinnen so zu beeinflussen, daß sie an ihre Lebensaufgabe als gottgeweihte Menschen herantreten können. Die Schülerinnen sehen bei alledem fröhlich, gesund und arbeitsfreudig aus. Von dem Geiste, der in der Anstalt herrscht, gibt folgende Inschrift einen Beweis, die sich in den meisten Schlafzimmern, mit der Unterschrift der betreffenden Schülerin versehen, an die Wand geheftet findet: „Mit Gottes Hilfe „Bin ich, eine Jüngerin Jesu, willens:

„1) nicht zu richten, 2) jährlich wenigstens eine Seele „zum Heiland zu bringen, 3) täglich einige Zeit in stillem „Gebete zuzubringen und darum zu bitten, daß irgend eine „noch unbefehrte Person meiner Bekanntschaft gerettet, „und daß ich in meiner Arbeit an andern ganz und gar „vom heil. Geiste abhängig werde, 4) an keiner Lust- „barkeit teilzunehmen, wohin der Heiland mich nicht „begleiten könnte, 5) überall und allezeit Jesum zu bekennen „und 6) zu thun, was in meinen Kräften steht, daß auch „andere nach dieser Regel wandeln.“

Gegenwärtig ist die Zahl der Schülerinnen die sich aus ganz Amerika und sogar aus Europa rekrutieren, etwa 250. Es ist auch schon eine schöne Zahl indischer Mädchen durch die Anstalt gegangen, die nun in ihrer Heimat in der Mission oder als Lehrerinnen thätig sind. Manche frühere Schülerinnen arbeiten in der innern oder

äußern Mission. Das Lehrpersonal wird gebildet durch 12 Lehrerinnen und 4 Hausmütter, an deren Spitze die sehr gelehrte Miß Evelyn S. Hall steht. Im Vorstand der Anstalt sitzen bedeutende Männer. Eine besondere Hülfsgesellschaft von Damen sorgt dafür, daß auch ganz unermittelte Töchter aufgenommen werden können.

Das Northfield Seminar für Töchter steckte noch in den Kinderschuhen, als Moody sich schon entschloß, eine ähnliche Anstalt für Jünglinge zu gründen. Zu diesem Zweck suchte er ein Grundstück, nicht zu weit von Northfield entfernt, aber auch nicht zu nahe bei der Stadt, um die jungen Leute möglichst vor üblen Einflüssen zu bewahren. Es traf sich, daß gerade damals ein großes Landgut von 400 Jucharten käuflich ward, nur eine Stunde von der Stadt entfernt, auf der andern Seite des Flusses gelegen. Dieses prächtige Gut hatte schon durch mehrere Generationen hindurch ein und derselben Familie angehört und war bisher um kein Geld feil gewesen, kam aber, infolge verschiedener Umstände gerade jetzt, wo Moody für seine Zwecke nichts besseres hätte finden können, an eine Steigerung. Es wurden zunächst 200 Jucharten verkauft. Moody erwarb dieselben um die Summe von 7000 Dollars; soviel waren allein die darauf befindlichen Gebäude wert. Etwas später erhielt er auch noch die übrigen 200 Jucharten zum Preise von 5500 Dollars dazu. Die bisherigen Besitzer waren fleißige Farmer gewesen, das Gut befand sich daher in ganz vorzüglichem Zustand; es eignete sich also trefflich für eine landwirtschaftliche Schule, wie Moody sie mit der Anstalt zu verbinden gedachte.

Das Geld, aus dem dieses Gut gekauft und zur Anstalt eingerichtet wurde, war das Geschenk eines Herrn Hiram

Camp, des Präsidenten einer Uhrenfabrikationsgesellschaft. Er stellte für diesen Zweck eine Anweisung von 25,000 Dollars aus und hat seitdem oft bezeugt, daß ihm nie etwas größere Freude gemacht habe, als das zu thun. Erst kürzlich sagte er: „Wenn die Schule aufgesteckt und mir das Geld wieder zurückbezahlt würde, ich möchte es nicht wieder nehmen; ich kenne keine größere Freude, als zu geben.“ Er hat auch sonst noch viel für die Schule gethan und zeigt große Freude an dem Wachstum derselben.

Anfänglich wurden die jungen Leute in den Oekonomiegebäuden untergebracht; als aber ihre Zahl zunahm und weitere Bauten notwendig wurden, fand man es für besser, anstatt eines größern Anstaltsgebäudes mehrere kleinere Häuser zu erstellen, welche Raum für je 20 Schüler boten. Die Insassen eines Hauses bildeten zusammen je eine Familie, die man der Leitung zweier Hausmütter unterstellte. Vier solcher Häuser wurden im Jahre 1855 errichtet. Dazu eine große Speisehalle für die gemeinsamen Mahlzeiten, und endlich das große Schulhaus. Dasselbe enthält zu ebener Erde drei Lehrsäle; im ersten Stock befindet sich das Zimmer des Inspektors und acht Klassenzimmer, den zweiten Stock nimmt größtenteils die Bibliothek ein; der dritte Stock endlich wird durch einen Versammlungsaal gebildet, der 400 Personen faßt; daneben ist noch ein Musiksaal.

In den ersten Jahren hatte Moody Knaben in diese Anstalt aufgenommen. Die Erfahrung zeigte aber, daß mit etwas ältern Leuten, die schon einen bestimmten Lebenszweck ins Auge gefaßt hätten, mehr zu erreichen wäre, und so wurden mit der Zeit nur noch junge Leute aufgenommen, die das 16. Altersjahr zurückgelegt hatten. Nun war es

auch weniger notwendig, das Familiensystem beizubehalten, und da der Zudrang zu der Anstalt immer größer ward, so entschloß man sich, auch für die Jünglinge ein großes Wohngebäude zu errichten. Im Sommer 1885 wurde der Grund dazu gelegt und schon im Juni 1886 konnte die sogenannte Crofleyhalle eingeweiht werden, ein hübsches Gebäude von 167 Fuß Länge, 50 Fuß Breite und bei 100 Fuß Höhe, aus Backsteinen und Granit erbaut, inwendig mit Eschenholz vertäfelt und ebenso möbliert. Der Hausflur ist mit Marmor belegt. Ein großes Treppenhaus mit weiten Korridoren bietet den Studenten Raum zur Bewegung. Das Gebäude enthält 104 Schlafzimmer mit je zwei Betten — also keine kasernenartigen Schlafsäle wie unsere Anstalten; außerdem geräumige Wohn- und Arbeitszimmer. Im Dachraum befindet sich ein großes Bassin, in welches das Wasser durch Windmühlen heraufgepumpt wird.

Da die Anstaltsgebäude auf einer Anhöhe liegen, haben sie den Namen „Mount,“ das heißt Berg „Hermon“ erhalten. Moody gibt den Zweck der Anstalt folgendermaßen an: „Mount Hermon ist eine Schule für Jünglinge von gesundem Leib, guter Gesinnung und hohen Zielen, es ist keine Besserungsanstalt und auch keine Erholungsstation. Die Anstalt will ernstlichen christlichen Jünglingen, die dem Meister dienen möchten, Gelegenheit verschaffen zu einer bessern Vorbereitung, als sie dieselbe sonst erlangen könnten. Junge Leute, deren Ausbildung vernachlässigt worden ist, sollen hier das Versäumte nachholen können. Bei der Aufnahme wird mehr auf den Charakter und die natürliche Begabung gesehen, als auf die Kenntnisse. Die Anstalt richtet ihr besonderes Augenmerk auf die leibliche Wohlfahrt ihrer

**Schüler** und sucht sie an fleißiges Arbeiten zu gewöhnen, zu welchem Zwecke jeder Zögling täglich eine gewisses Maß körperlicher Arbeit verrichten muß. Der Pensionspreis beträgt 100 Dollars per Jahr.“

Die praktische Arbeit, die neben den Studien 2—5 Stunden des Tages von den Zöglingen verrichtet werden muß, ist mannigfaltig. Die Mehrzahl ist gewöhnlich mit Landwirtschaft beschäftigt, andere auch im Waschhaus; denn alle Hausgeschäfte müssen von den Zöglingen besorgt werden. Gibts nichts anderes mehr zu thun, so werden auf den Aeckern Steine zusammengelesen, an denen der Boden dort Ueberfluß hat. Diese Arbeiten bedeuten eine große Ersparnis für die Anstalt und tragen viel zur Erhaltung der Gesundheit der jungen Leute bei. Zugleich bleiben sie so mitten in den Studien mit dem praktischen Leben in Fühlung, woran dem Stifter der Schule ganz besonders gelegen ist. Er will nämlich nicht, daß seine Anstalt zu einer Hochschule werde, sondern er möchte Leute ausbilden, die fähig sind, unter den niedersten Volksklassen zu arbeiten, während die übliche Universitäts- oder, wie man in Amerika sagt, Colledgebildung die jungen Leute nur zu leicht dem praktischen Leben entfremdet.

Mount Hermon hat nun Raum für 300 Zöglinge. Diese kommen sozusagen von allen Enden der Erde, zumeist natürlich aus Amerika, nicht wenige auch aus England, etliche sogar aus Deutschland, Skandinavien, der Türkei und Japan. Das Bibelstudium geht allem anderen voran; Moody hält selbst wöchentlich fünf Vorlesungen über biblische Gegenstände, wenn er zu Hause ist. Außerdem engagiert er dazu von Zeit zu Zeit etliche von den hervorragendsten Theologen Amerikas. Es wird natürlich auch

in andern Fächern unterrichtet und nichts versäumt, was zur praktischen Ausbildung erforderlich erscheint. Der übliche Lehrgang der höhern Schulen wird, soweit thunlich, befolgt und besonders darauf gesehen, daß die Schüler der englischen Landessprache in Wort und Schrift vollständig mächtig werden.

~~~~~  
Kapitel 15.

Moody auf dem sinkenden Schiff.

Das Jahr 1892 brachte Moody auf Evangelisationsreisen in England zu, von wo aus er sogar Palästina einen Besuch abstattete.

Gegen Ende des Jahres kehrte er nach 14-monatlicher Abwesenheit in seinen Heimort Northfield zurück. Moody's Rückkehr von seinen langen Evangelistentouren ist immer ein wichtiges Ereignis für das ruhige Landstädtchen; bei seiner damaligen Rückkehr aber wurde der Mann mit einer wahren Begeisterung empfangen, denn er war auf seiner Reise über den Ocean nur mit genauer Not dem Tode entgangen.

Am Sonntagmorgen nach seiner Ankunft erzählte er der zahlreich versammelten Gemeinde von diesem seinem schrecklichen Erlebnis auf der „Spree“, einem großen Auswandererschiff, auf welchem er von England aus die Reise nach New-York angetreten hatte.

„Ihr Landleute,“ sagte er, „könnt euch kaum eine richtige Vorstellung von einem großen atlantischen Dampfer machen. Die „Spree,“ auf der ich mich eingeschiffet hatte,

ist 490 Fuß lang und hatte 700 Passagiere an Bord, Engländer, Deutsche, Oesterreicher, Russen, Ungarn und Leute von andern Nationalitäten, dazu noch wir Amerikaner. Da waren Personen von jedem Alter und Geschlecht, alte Väter, die nach Amerika wollten, um dort ihren Lebensabend zuzubringen bei ihren Söhnen, die ihnen vorausgegangen waren, um sich einen Hausstand zu gründen in diesem gelobten Land; meistens aber Männer und Frauen im besten Alter und viele Kinder, von den prächtigsten und muntersten, die ich je gesehen habe.

Am dritten Tag nach unserer Abfahrt lag ich in der Kajütte auf meinem Ruhbett, was ich meistens thun muß zur See. Ich ließ meinen Gedanken freien Lauf und dachte eben, was ich doch für ein glücklicher Mensch sei; denn auf allen meinen Reisen, zu Wasser und zu Land, war mir noch nie ein ernstlicher Unfall zugestoßen. Mit Dank gegen Gott dachte ich daran, wie meine Frau und meine Kinder der Cholera und der Quarantäne in New-York entgangen waren. Der Dampfer, der vor ihnen nach Amerika fuhr, hatte Cholera an Bord gehabt und deshalb die Quarantäne aushalten müssen, und ebenso der, welcher dem ihrigen folgte, während dieser letztere bei schnellerer Fahrt New-York früher erreichte.

Während ich so dalag und mich auf das baldige Wiedersehen mit meinen Lieben freute, wurde ich plötzlich durch ein fürchterliches Krachen und Stoßen aufgeschreckt, als wäre das Schiff auf einen Felsen aufgefahren. Mein Sohn, der bei mir war, sprang sofort aufs Verdeck hinauf — ich war zu sehr seekrank um hinaufzugehen. Im Augenblick war er wieder da mit der Nachricht, daß die Hauptwelle des Dampfers gebrochen sei und im Bersten ein

großes Loch in den Boden des Schiffes gerissen habe. Ich hielt die Sache noch nicht für so gefährlich, kleidete mich aber rasch an und begab mich aufs Verdeck. Hier erfuhr ich die ganze Wahrheit; das Wasser ergoß sich bereits mit solcher Gewalt in das Schiff hinein, daß die Passagiere der zweiten Klasse mit Hinterlassung aller ihrer Effekten ihre Kabinen verlassen mußten.

Die Mannschaft that alles, was sie konnte, um das Schiff zu retten. Es zeigte sich aber bald, daß die Pumpen nicht genügten, um das rasch einströmende Wasser zu bewältigen. Menschen konnten da nichts mehr thun; wir waren absolut hilflos; wir konnten nur dastehen auf unserm armen, sinkenden Schiff und in unser nasses Grab hinuntersehen. Inzwischen bereitete die Mannschaft alles vor zum letzten Rettungsversuch, ohne daß freilich die Passagiere es wußten; denn man sagte ihnen, es sei keine Gefahr. Die Rettungsboote wurden bereit gehalten und verproviantiert, die Offiziere mit Revolvern bewaffnet, um wo nötig Gehorsam zu erzwingen; sie beriethen nur noch mit einander, was besser sei, gleich die Boote zu besteigen oder noch zu warten. Die See ging jedoch so hoch, daß die Boote sich nicht lange hätten halten können. Zwei Passagiere trugen geladene Revolver bei sich, um sich zu erschießen, sobald das Schiff sinken sollte.

Um die Mittagsstunde zeigte uns der Kapitän an, er glaube nun des Wassers Meister geworden zu sein und hoffe, wir werden etwa um 3 Uhr nachmittags ein Schiff begegnen. Es gelang der Mannschaft bis zum Abend, den hintern Teil des Schiffes, der bereits mit Wasser angefüllt war, abzuschließen; allein nun senkte sich das schwere Hinterteil immer tiefer, während das Vordertheil aus

dem Wasser emporragte, was bei der Gewalt der Wellen äußerst gefährlich war; das Schiff rollte fürchterlich.

Der Abend kam, und kein Segel hatte sich gezeigt. Das gab eine schreckliche Nacht, es war die Nacht vom Samstag auf den Sonntag. Niemand wagte zu schlafen. Wir waren alle beisammen in dem Salon der ersten Klasse — Juden, Protestanten, Katholiken und Ungläubige — doch bezweifle ich, daß damals jemand ungläubig war. Stumm und bleich saß man da und schaute einander an, als wollte man sich gegenseitig am Gesicht ablesen, was niemand auszusprechen wagte. Raketen stiegen unaufhörlich zum dunkeln Himmel empor; aber keine Antwort kam. Wir waren eben aus der Bahn der großen Dampfer hinausgetrieben worden, darum begegnete uns keiner.

Der Sonntagmorgen dämmerte; uns war keine Hilfe geworden. Bis zu diesem Zeitpunkt war niemand der Gedanke an einen Gottesdienst gekommen; beim Gedanken daran wäre eine Panik ausgebrochen. Es schien eher nötig, die Gemüter zu zerstreuen, damit sie nicht zusammenbrechen möchten unter der Todesangst. Aber in der zweiten Nacht hielten wir doch eine Gebetsversammlung und zwar in Gegenwart und unter Mitwirkung des Kapitäns. Alles war dabei und alle beteten, sogar die Ungläubigen. Sicherlich hat Gott das Schreien der lieben Kleinen erhört, die zugegen waren.

Mit einem Arm faßte ich einen Pfeiler, mit der andern die Bibel und las so, nur mühsam aufrecht stehend auf dem schwankenden Boden, den 91. Psalm. Das wurde ein neuer Psalm für mich von dieser Stunde an. Der 11. Vers machte einen tiefen Eindruck auf uns; es tönte wie eine Gottesstimme in unser Elend hinein, als ich las: „Er wird

seinen Engeln befehlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen." Ja Er hats gethan. Ich las dann noch Psalm 107, 23—32. Eine Dame meinte, diese Worte müßten für den betreffenden Fall geschrieben worden sein und verlangte nachher das Buch, um selbst nachzusehen.

Ich für meinen Teil machte in jenen Tagen der Angst eine neue Erfahrung durch. Ich hatte mich über die Todesfurcht erhaben geglaubt. Ich hatte oft darüber gepredigt und die Christen aufgefordert, im Glauben die Todesfurcht zu besiegen. Während unsers Bürgerkrieges habe ich furchtlos das Feuer ausgehalten. Als die Cholera in Chicago regierte, besuchte ich mit den Aerzten in die Wette die Kranken und Sterbenden. Konnten sie sich um die Leiber der Menschen bekümmern, warum ich nicht um deren Seelen? Damals kannte ich keine Todesfurcht. Aber auf dem sinkenden Schiff wurde mir anders zu Mut; und doch war keine Wolke zwischen mir und meinem Heiland. Der Vergebung meiner Sünden war ich gewiß und daß mein Sterben der Eingang zum Himmel wäre. Aber der Gedanke an meine Lieben zu Hause, an Weib und Kind, die ängstlich meiner Heimkehr entgegensehen, an meine Anstalten hier in Northfield und meine liebe Gemeinde in Chicago, der Gedanke, daß vielleicht die nächste Stunde schon mich auf immer von all dem trennen könne, wenigstens für diese Welt, — der Gedanke, ich bekenne es, war mir unerträglich. Das war die dunkelste Stunde in meinem Leben; es war nicht zum Aushalten; ich mußte Erleichterung finden, und die fand ich — im Gebet. Gott hörte mein Schreien und setzte mich in den Stand, aus tiefstem Herzensgrund zu sagen: „Dein Wille geschehe!“

Jetzt war alles in Ordnung. Ein tiefer Friede erfüllte

mein Herz. Ging es nun nach Northfield oder in den Himmel; das war mir jetzt einerlei.

Ich begab mich nun zu Bette und schlief auf der Stelle ein; meiner Lebtag habe ich nie besser geschlafen. Aus der Tiefe hatte ich zum Herrn gerufen, und er hatte mich errettet aus aller meiner Furcht.

Morgens um 3 Uhr wurde ich aus meinem guten Schlaf geweckt durch die Stimme meines Sohnes. „Vater, komm aufs Verdeck!“ rief er mir. Ich folgte ihm, und er zeigte mir in der Ferne ein Licht, das dann und wann aus dem Meere auftauchte. Es war ein Befreiungsbote für uns. Bald stellte sich heraus, daß es das Licht des Dampfers „Lake Huron“ war, dessen Wächter unsere Feuersignale bemerkt hatte und meinte, sie kämen von einem brennenden Schiff. Wer beschreibt die Freude unserer 700 Passagiere, als sie das rettende Schiff sich nahen sahen; das vergesse ich nie.

Nun aber fragte es sich erst noch, ob dieser kleine Dampfer imstande sein werde, die unbehilfliche „Spree“ im Schlepptau tausend Meilen weit zurück an die englische Küste bis nach Queenstown nach sich zu ziehen. Die beiden Schiffe wurden durch zwei große Kabel mit einander verbunden. Ein Sturm hätte aber dieselben wie einen Faden entzwei reißen können, und wir wären abermals unserm traurigen Schicksal überlassen gewesen. Doch ich hatte keine Angst; Gott, der das Werk angefangen hatte, konnte es auch vollenden. Die Wellen legten sich, und die Kabel hielten aus; die „Spree“ lief ganz schön in dem Kielwasser des „Huron.“ Stürme brausten rechts und links, aber sie kamen nicht bis zu unserm Wrack. Sieben Tage nach dem Unfall waren wir imstande, einen Dankgottesdienst

im Hafen von Queenstown abzuhalten — es sind heute, wo ich hier unter meinen lieben Freunden und Nachbarn dies erzähle, gerade acht Tage her. Das Rettungsschiff, das Gott uns in der höchsten Not gesendet hatte, besaß gerade Kraft genug, um uns zu ziehen, und sein Kohlenvorrat reichte genau bis in den Hafen; es war nichts zu wenig und nichts zu viel. Der Kapitän dieses Schiffes ist aber auch ein Mann, der beten kann, er hat Gottes Hilfe erfleht zur Erfüllung seiner verantwortungsvollen Aufgabe; und Gott hat das vereinte Gebet der Passagiere erhört, um uns zu dem ersehnten Hafen zu bringen.

Ein derartiges Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, acht Tage und acht Nächte hindurch, hat aber die Nerven furchtbar mitgenommen. Mehrere Passagiere verloren den Verstand und mußten in Gewahrsam gebracht werden. Ein junger Oesterreicher, der seine Braut in Wien zurückgelassen hatte, sprang in der Verzweiflung über Bord und ertrank vor unsern Augen, trotz aller Rettungsversuche. Einen traurigen Anblick bot jene junge Mutter mit zwei hübschen Kinderchen, die in dumpfer Verzweiflung dasaß, ohne auch nur während den ersten 48 Stunden die Augen von ihnen abzuwenden: wäre das Schiff untergegangen, so wäre sie ohne Zweifel mit den Kindern im Arm ins nasse Grab gesunken. Unter den Passagieren befand sich ein russischer Jude, der hinter dem Rücken seiner Verwandten nach Amerika abgereist war. Es war herzzereißend, zu hören, wie er seine Sünde bekannte, an seine Brust schlug und sich laut als den Jonas der Reisegesellschaft anklagte. Auf offenem Verdeck kniete er nieder und rief unter strömenden Thränen Jehova an, er möge doch nicht um seiner Sünde willen diese ganze Reisegesellschaft strafen.“

Moody an der Weltausstellung in Chicago.

Die meisten Leute verstehen unter „Ferien“ eine Zeit absoluter Unthätigkeit, oder doch wenigstens Ruhe von jeder ernstern Beschäftigung. Moody hat einen eigenen Begriff davon. Für ihn sind Ferien die erwünschte Gelegenheit zur Ausführung irgend eines Planes, den er während der arbeitsreichen Monate des Jahres ausgeheckt hat. So war ja die Gründung seiner Erziehungsanstalten in Northfield nichts anderes als Ferienarbeit gewesen für ihn. Neun Monate des Jahres hindurch ist Moody unausgesetzt thätig in eifriger Evangelisationsarbeit, die er noch immer als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtet. Dafür muß er beständig reisen von einer Stadt zur andern, und während er früher nur in einem großen, zentral gelegenen Lokal einer Stadt zu predigen pflegte, befolgt er nun seit einer Reihe von Jahren eine andere Methode, die ihm noch mehr Unruhe verursacht. Er pflegt nämlich nun die großen Städte in Distrikte einzuteilen, deren jedem er eine bestimmte Zeit widmet, so daß er zwar in der Regel nicht mehr so große Versammlungen abhält, dafür aber den Einzelnen um so näher treten kann.

Im Juni kehrt Moody in der Regel nach Northfield zurück, um sich dann sofort seinen Anstalten zu widmen. Im August, während die jungen Leute Ferien haben, füllen sich die Anstaltsgebäude mit Gästen aus ganz Amerika und auch aus England. Es findet dann nämlich eine große Konferenz statt von Arbeitern im Weinberge des Herrn, Pfarrern, Evangelisten und Missionaren und andern Leuten, die im Reiche Gottes thätig sind.

Diese Konferenz, die an die 500 auswärtige Teilnehmer zählt, beschäftigt sich mit erstem Bibelstudium und insbesondere mit dem Warten auf den heiligen Geist. Moody ist tief überzeugt davon, daß zu erfolgreichem Wirken die die Kraft aus der Höhe erforderlich ist. Darum ist es ihm ein Anliegen, daß alle Teilnehmer an der Konferenz ernstlich um die Salbung flehen. Solches Gebet ist denn auch oft durch herrliche Ausgießungen des heiligen Geistes beantwortet worden, die denen, die sie erfahren haben, unvergesslich sind.

Bei alledem, daß Moody sein geliebtes Northfield so am Herzen liegt, vergißt er aber auch Chicago nicht, die große Hauptstadt des Westens, in der er seine Evangelistenlaufbahn begonnen hat, und wo die von ihm gesammelte Gemeinde im Segen fortbesteht. Jedes Jahr widmet er diesem ersten Schauplatz seiner Thätigkeit kürzere oder längere Zeit, im Jahre 1893 aber evangelisierte er dort während der ganzen Dauer der Weltausstellung. Moody ist praktisch genug, daß er sich eine so gute Gelegenheit, das Evangelium unter die Massen zu bringen, nicht entgehen läßt. Er hat im Mai mit der Eröffnung der Ausstellung eine sechsmonatliche „Mission“ in der Stadt begonnen, zu welcher es ihm gelang eine ganze Reihe der tüchtigsten Mitarbeiter zu gewinnen in der Person bedeutender Prediger aus England und Amerika. Nur während der wenigen Wochen der Konferenz in Northfield war er von Chicago abwesend.

Ehe wir darum das Lebensbild dieses den Lesern gewiß lieb gewordenen Mannes zum Abschluß bringen, wollen wir noch eine Reihe von Mitteilungen folgen lassen über Moodys Wirken an der Weltausstellung.

Während im Sommer 1893 Tausende von allen Seiten nach Chicago strömten, um die Errungenschaften menschlicher Kunst und Erfindung zu bewundern, nicht wenige aber leider auch, um sich in den Strudel der Sinnenlust zu stürzen, hatten sich alle ernstesten Christen der Stadt vereinigt, gegen den Strom zu schwimmen und möglichst viele der Vergnügungssüchtigen zu der Lebensquelle zu leiten.

Es wurden zwar bei diesem Bestreben keine neuen Methoden in Anwendung gebracht. Das alte Evangelium ward verkündigt, nur bot man möglichst viel Gelegenheit, dasselbe zu hören. Man hörte in Moodys Kirche die weltbekanntesten Sankeylieder singen, wie auch wir sie zum Teil kennen. Nur wurden sie da von 2—3000 Stimmen auf einmal gesungen und mit ungleich größerer Lebhaftigkeit als bei uns. Die Versammlung, welche Moody vor sich hatte, bot den gewohnten Anblick, wie überall in der Welt, wo er hinkommt: Nicht nur alle Bänke waren vollgepfropft, sondern auch die Treppen zu den Galerien und die Gänge. Dort stand auf der Rednerbühne — eine „Kanzel“ existiert nicht — die kurze, untersetzte Gestalt des Evangelisten, der wie ein Feldherr das Gedränge überblickte, neben ihm am Harmonium Herr Sankey, sein unzertrennlicher Gefährte, der den Gesang so trefflich zu leiten versteht. Auf den Gesang mehrerer Lieder folgte das kurze, bestimmte Gebet, und dann eine Ansprache so voller Leben, wie das Gebäude selbst.

Am zweiten Maisontag, einem wunderschönen Maientag, wurden die Versammlungen eröffnet durch einen Morgengottesdienst in Moodys Kirche. Er wählte zu seinem Thema bei dieser Gelegenheit den „ältern Bruder“ im Gleichnis vom verlorenen Sohn. „Es gibt,“ so sagte er, „in dieser

Stadt, wie anderswo, eine ganze Anzahl Leute, die zwar alle äußern Formen der Religion genau beobachteten, aber kein Herz haben für die Verlorenen. Solche nehmen für sich selbst die Segnungen der Religion in Anspruch, gönnen sie aber ihren Nächsten nicht und sind also weit entfernt nicht dem Vater ähnlich, den des verlorenen Sohnes jammerte.“

So suchte Moody von vornherein diejenigen zu ent-
waffnen, die der Evangelisation mit Achselzucken begegnen.

Auch am Nachmittag und am Abend desselben ersten Ausstellungssonntages fanden noch zwei nicht weniger gut besuchte Versammlungen in Moodys Kirche statt, und nicht nur dort, sondern überall in der ganzen Stadt waren die Gottesdienste außerordentlich gut besucht. Es steht dort also weit besser als bei uns mit der Sonntagsheiligung; denn wenn bei uns irgend ein weltliches Fest abgehalten wird, so weisen die Kirchen und Versammlungen an solchen Sonntagen gar bedenkliche Lücken auf. Wir wollen hier gleich auch bemerken, daß glücklicherweise der Versuch, die Weltausstellung in Chicago auch an den Sonntagen zu öffnen, ganz kläglich gescheitert ist, und zwar an der Standhaftigkeit des christlichen Publikums, das sich nicht dazu verleiten ließ, am Sonntag hinzugehen, so daß dann die Ausstellung an den Sonntagen aus Mangel an genügenden Besuchern geschlossen blieb. Man hört manchmal auch von Christen und christlichen Zeitungsschreibern bei uns so verächtlich reden über das amerikanische Christentum. Würden aber unsere christlich sein wollenden Leute nur einmal den Sonntag so respektieren, wie die Amerikaner, es stünde ganz anders mit dem gottesdienstlichen Leben bei uns.

Die Leiter der Ausstellung stellten es zwar schlaue genug

an, um das christliche Publikum auch an Sonntagen herbeizulocken. Sie luden Moody ein, an den Sonntagen in einem der Ausstellungsgebäude zu predigen. Wie verlockend! Moody aber merkte die List und schlug das Anerbieten rundweg aus, da er sich nicht dazu hergeben wollte, die Sonntagsheiligung durch einen Gottesdienst zu sanktionieren. Man mag hieraus ersehen, wie Moody bei all seinem Eifer, das Evangelium unter die Massen zu bringen, doch keineswegs dem Grundsatz huldigt: Der Zweck heiligt das Mittel, und daß er die Predigt des Evangeliums auch nicht zum Jugmittel für weltliche Zwecke machen läßt.

Sonst aber ist er beflissen, das Neufserste zu thun, um Seelen zu gewinnen. In einem besonders vornehmen Quartier der Stadt hatte er für die Sonntagvormittage ein Theater gemietet, das 3000 Zuhörer faßt. Um nun wirklich diejenige Volksklasse dorthin zu bringen, auf welche er es abgesehen hatte, nämlich solche Leute, die sonst keine Gottesdienste besuchen, ließ Moody durch ein ganzes Korps von Mitarbeitern in den umliegenden Arbeiterwohnungen Eintrittskarten verteilen, die zum Eintritt in das Theater an einem bestimmten Sonntagmorgen berechtigten. Das gab nun Arbeit, diese 3000 Karten an den Mann zu bringen. Eine Tochter, die sich mit dem Verteilen derselben befaßte, besuchte ein Haus ums andere, wurde aber überall mit Flüchen abgewiesen. Da sie jedoch ein Herz voll Liebe hatte zu den Verlorenen, ließ sie sich dadurch nicht abhalten, ihre Arbeit fortzusetzen. Endlich gelangte sie auf halbsbrecherischen Stiegen in ein Dachzimmer hinauf, wurde aber dort mit noch viel schrecklicheren Flüchen empfangen. Müde und angegriffen ließ sie sich auf einen Stuhl nieder und sagte zu denen, die ihr so grob begegneten: „Ach bitte, geben sie mir lieber

ein Glas Wasser zu trinken; ich habe den ganzen Nachmittag nichts als Flüche bekommen, Sie haben gewiß etwas Besseres für mich!" Das wirkte. Man gab ihr einen Becher kalten Wassers und nahm ihr die Einladungskarte freundlich ab.

Am Sonntagmorgen war das ganze Theater von unten bis oben vollgepfropft, sogar in den Gängen und auf der Bühne standen die Leute Kopf an Kopf. Und was für Leute waren es? Gerade solche, wie man sie gewünscht hatte, Leute aus dem Arbeiterstand, wenn auch das vornehme Element keineswegs fehlte. Und was am meisten auffiel, das war das Vorwiegen des männlichen Geschlechts. Während sonst in Chicago die Männerwelt den Kirchen größtenteils fern bleibt, bestand hier die Zuhörerschaft zu zwei Dritteln aus Männern.

Mit gewaltigem Ernst stellte Moody dieser großen Versammlung das warnende Beispiel des Herodes vor Augen, von dem es heißt, daß er Johannes den Täufer gerne hörte und ihm in vielen Dingen gehorchte, der aber, weil er von einer Sünde nicht lassen wollte, sich selbst vom Himmel ausschloß und seine Hände mit des Propheten Blut besleckte.

Am Schlusse dieser Predigt lud Moody alle diejenigen, die Ernst machen wollten, ein, ihm in eine nur wenige hundert Schritte von dem Theater entfernte Missionshalle zu folgen, wo ihnen ein Buch eingehändigt werden sollte, das von der Wiedergeburt handle. Etwa 200 Personen folgten dieser Einladung. Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie da rauhe Männer neben feingekleideten Damen standen, frühere Negerklaven und Tagelöhner neben vornehmen Herren, alle, um ihre Namen und Adressen einschreiben zu lassen und das verheißene Buch zu empfangen. Es befanden

sich unter dieser Zahl manche Besucher der Ausstellung aus andern Staaten, die nun auf solche Weise mitten im Geschäft oder Vergnügen drin von dem Evangelium erfaßt worden waren. Moody hatte in der That recht, wenn er hoffte, daß während der Ausstellung durch das Evangelium ein Feuer angezündet werden würde, dessen Funken über das ganze Land hinsprühen sollten.

Es läßt sich denken, daß, wo so große Volksmassen zusammenlaufen, wie bei einer Weltausstellung, auch reichlich für Vergnügungen aller Art, teils sogar höchst zweifelhafter Natur, gesorgt wird. So waren denn auch in Chicago alle irgendwie verfügbaren Lokale von Schauspielern und dergleichen in Beschlag genommen, da sich die Leute große Einnahmen versprachen. Die Konkurrenz war aber so groß, daß nur ganz wenige Theater befriedigende Einnahmen machten, weshalb es Herrn Moody nicht schwer gefallen ist, etliche derselben für Evangelisationszwecke zu mieten. Und merkwürdig, während es manchem weltlichen Vergnügungsort an genügendem Zuspruch von Seiten des Publikums fehlte, waren die Gebäude, in welchen das einfache Evangelium verkündigt wurde, immer gedrängt voll — und das bei einer Sommerhitze, die unsre Begriffe weit übersteigt. Mit Rücksicht darauf, daß die Weltausstellung sich so ganz unerwarteterweise zu einer Erntezeit für das Reich Gottes anließ, hatten denn auch manche Pfarrer in Chicago auf die sonst üblichen Sommerferien verzichtet und erfreuten sich an den Sonntagen einer zahlreichen Zuhörerschaft.

Erfreulich ist, daß dies alles trotz der, wie schon erwähnt, eine Zeit lang erzwungenen Offenhaltung der Ausstellung an den Sonntagen vor sich ging. Für die

Offenhaltung der Ausstellung an den Sonntagen hatte man vorzugsweise die arbeitende Klasse ins Feld geführt, die doch an Wochentagen nicht hingehen könne. Auffallenderweise haben aber gerade die Arbeiter an den Sonntagen der Ausstellung den Rücken gekehrt und sind in die Theater geströmt, wo das Evangelium verkündigt wurde.

Nehmen wir z. B. den vierten Sonntag im Juni, so sind an diesem Tag in zwei Theatern, zwei Zelten und einer Reihe anderer öffentlicher Gebäude — ganz abgesehen von den Kirchen — mindestens 30,000 Menschen um das Wort Gottes versammelt gewesen. Eines der größten Theater in Chicago, das Heumarkttheater, war schon eine halbe Stunde vor dem Beginne des darin abgehaltenen Morgengottesdienstes vollgepfropft, so daß Hunderte wieder umkehren mußten, ohne Platz gefunden zu haben. Auch hier wieder bildeten die Arbeiter den größten Teil der männlichen Zuhörerschaft, die sich auf 80 Prozent der Anwesenden belief.

Für einen Sonntag Nachmittag konnte Moody ein Gebäude bekommen, das zehntausend Personen faßte. „Wir haben etwas Besseres zu bieten, als Buffalo Bill (ein berühmter Schauspieler); darum müssen wir auch eine größere Zuhörerschaft bekommen als er,“ sagte Moody zu seinen Mitarbeitern. Um dafür zu sorgen, machten sich zwanzig Männer auf den Weg und verteilten am Samstag Abend und Sonntag Vormittag in Privathäusern, Wirtschaften, sogar in verrufenen Häusern und in den Straßen Eintrittskarten zu der Versammlung, die am Sonntag Nachmittag stattfinden sollte. Im ganzen wurden sie recht gut aufgenommen. Ein Wirt freilich ward höchst aufgebracht, als einer der Männer in sein Lokal eindrang und seine

Karten unter die Gäste verteilte. Er ging hin, riß den Leuten dieselben aus der Hand und beauftragte einen Polizisten, den Eindringling hinauszuerwerfen. Dieser aber wußte durch eine geschickte Bemerkung den Blaurock mit dem aufgedunsenen Gesicht zu entwaffnen, so daß jedermann ihn auslachte. Der Mann aber benutzte die günstige Gelegenheit, während alles lachte, den Wirt zu fragen, ob er nicht selbst in die Versammlung kommen wolle, anstatt seiner Gäste, denen er's verbot.

„Ihr würdet mich wohl nicht gerne kommen sehen,“ meinte der Wirt.

„Gewiß,“ erwiderte der Besucher, „und zwar habe ich hier eine Eintrittskarte für Sie, die Ihnen einen reservierten Platz verschaffen wird.“

„Gut, ich will gehen,“ sagte der Wirt; „was gilts?“ Er hat sein Wort gehalten, und von da an durfte der Mann, den er hatte hinauswerfen wollen, in seinem Lokal so viele Einladungskarten für Moodys Versammlungen verteilen, als er wollte.

Wohl die größte Versammlung dieses Sommers hat Moody in einem gewaltigen Zirkus abgehalten, der ihm an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen des Vormittags zur Verfügung stand. Sonst galt Barnums Zirkus für den größten der Welt; nun produzierte sich aber einer an der Ausstellung, der jenen Weltberühmten an Umfang wenigstens noch übertraf. Zehntausend Sitzplätze umgaben da eine Arena, die so groß war, daß sie noch einmal so viel Leute fassen konnte, als die Sitze. Dieser ganze Raum, Sitzplätze und Arena, waren am Sonntag den 11. Juni mit ungefähr 18,000 Menschen angefüllt. Es war dies die größte Versammlung, zu der Moody in Chicago je gesprochen

hat. Außer ihm redete noch ein schottischer Evangelist, Herr Mac Neill, zu den Versammelten, die mit gespannter Aufmerksamkeit der Predigt lauschten. Einen ganz gewaltigen Eindruck machte der Gesang, der durch die weiten Räume schallte. Moody versteht es, durch denselben die Gemüther für das Wort der Predigt vorzubereiten, weshalb, wenigstens bei so großen Versammlungen, der Chor, der hier nach Hunderten zählt, schon eine ganze Stunde vor Beginn der Predigt ein Lied ums andere ertönen läßt, wobei die Versammlung bei gewissen Stellen einfällt, während die Pausen zwischen Gemeinde- und Chorgesang dann wieder durch Sologefänge ausgefüllt werden.

In Chicago wurden während der Ausstellung bei fünfzig verschiedene Sprachen gesprochen. Um nun nicht nur für den englisch redenden Teil der Bevölkerung, sondern auch für die Fremden zu sorgen, hatte Moody bedeutende Prediger aus verschiedenen Ländern nach Chicago eingeladen. Wir nennen unter andern Herrn Pastor Theodor Monod in Paris und den weltbekannten Hofprediger außer Dienst, Herrn Pastor Stöcker in Berlin, die beide die Weltausstellung zu dem Zwecke besuchten, um ihren Landsleuten daselbst „das Beste in der Welt“ zu bringen.

Moody hat bei seiner Abreise von Northfield nach Chicago gesagt: „Wenn ich eine Million Leben hätte, ich wollte sie alle hingeben, um Seelen zu gewinnen.“ Mit diesem charakteristischen Wort schließen wir unsere Mitteilungen über ihn und wünschen nur, daß es ihm gelingen möge, noch recht viele für Christum zu gewinnen, aber auch, daß die Liebe Christi, die ihn dazu treibt, auch unsere Herzen erfüllen möge.



Moody auf dem Weg zur Sonntagschule.

(Siehe Seite 55)